
Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



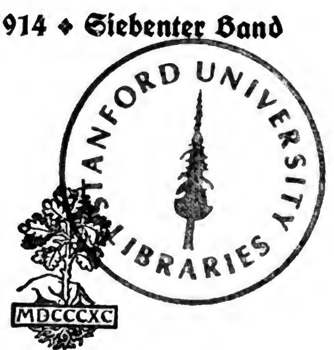


Zu der Novellette „Die Beichte“ von A. Noël. (S. 11)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

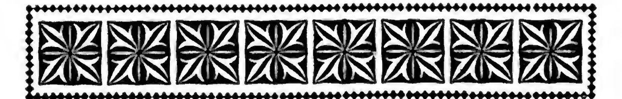
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1914 · Siebenter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Die Beichte.

Novellette von A. Noël.

Mit Bildern von
J. Mukarovsky.

Rasch stieg der stramme junge Mann mit dem tadellos gepflegten Äußeren, dem dichten, blonden Haar und der gesetzten Miene die Treppe eines seitlich von der Ringstraße abgelegenen Wiener Zinspalastes empor.

Ein Zeitungsblatt lugte aus einer der Taschen seines Überrockes, den der sehr kühle April ihn noch zu tragen zwang, obgleich ihm innerlich ganz frühlingsmäßig zumute war. Mitten im Treppensteigen hielt er an und legte die Hand darauf, um die Zeitung zu betasten, liebevoll dem Knistern lauschend. Die Finger zuckten ihm, sie hervorzuziehen.

„Nicht kindisch, Ernst!" mahnte er sich und stieg noch einige Stufen höher. Dann blieb er aber doch stehen, zog entschlossen das Blatt aus der Tasche und starrte auf eine Stelle auf der letzten Seite:

„Karoline Haugg
Privatdozent Dr. Ernst Schwede
Verlobte"

stand da zu lesen. Das Herz schlug ihm höher. Nun hatte er sie endlich errungen. Solch ein Mädchen! Das Ideal aller Tugenden! Viel zu gut für ihn!

Ein wenig verdrießlich stimmte ihn nur der Druckfehler. Sie hieß doch Lydia, nicht Karoline.

Das Stubenmädchen, das ihm oben öffnete, hatte bei seinem Anblick ein belustigtes Lächeln auf den Lippen. Was kam ihr denn so komisch an ihm vor? Hatte die noch nie einen Bräutigam gesehen?

„Die Damen zu sprechen?“ fragte er.

„Für den Herrn Doktor schon,“ versicherte Marie und riß, nachdem er abgelegt hatte, die Salontür für ihn auf.

Obgleich es schon Nachmittag war, lag in dem Hauggschen Salon noch überall der Glanz vormittägiger Wohlaufgeräumtheit. Die polierten Flächen glänzten wie fließendes Wasser, jeder Stuhl stand an seinem Platz, jede Vase, jedes Zierstück unverrückt an Ort und Stelle.

Man sah, daß man in eine Wohnung kam, in der Ordnung herrschte. Das machte Ernst froh. Die steife Schlachtordnung der Stühle heimelte ihn mehr an als Spuren von Leben.

Beim Geräusch von Schritten wandte der junge Mann sich erwartungsvoll um. „Du bist's, Fifi?“ sagte er enttäuscht.

Fifi war ein reizendes junges Ding, rosig, weiß, schnippisch, mit viel zu kurzem Rock und natürlich mit Ohrenschnecken.

„Servus, alter Schwede!“ begrüßte sie ihn burschikos. „Liddi kommt gleich. Sie muß sich nur noch —“

Sie machte übermütig die Gebärde des Puderns.

„Verleumdung!“ sagte Schwede. „Liddi hat das doch nicht nötig!“

„Ihr Männer seid komisch!“ meinte die Kleine. „Von euch aus kann man sich schminken, die Haare färben, falsche Zöpfe anstecken — ihr merkt gar nichts.“

„Du, das klingt ja noch verleumderischer!“ sagte er halb lachend, halb ärgerlich.



„Ich sage ja nicht, daß die Liddi das alles tut. Aber sie könnte es tun, und du würdest Stein und Bein darauf schwören: es ist alles echt an ihr!“

Ernst Schwede betrachtete die niedliche Siebzehnjährige nachdenklich. „Du siehst Liddi ähnlich, Fifi, aber

du wirst noch sehr viel an dir arbeiten müssen, um ihr auch nur einigermaßen nahe zu kommen."

Fifi kniff die Lippen zusammen, als ob sie sich das Lachen verbeiße. „Ist gar nicht mein Ehrgeiz, ein Abklatsch von der Liddi zu werden," erklärte sie. „Ah — da hast du wohl die Verlobungsanzeige auf dem Herzen?" fragte sie, als sie die jetzt aus der Brusttasche seines Rockes ragende Zeitung gewahrte. „Da guck her! Hier liegt ihr schon stoßweise!"

Sie trat unter dem Perlenvorhang in den nebenan liegenden Raum, Doktor Hauggs Arbeitskabinett. Da stand zur Seite des Fensters ein mächtiger Diplomatenschreibtisch, und auf der Platte lagen hohe Stöße von langen ausgefransten Büttenpapierblättern.

An dem Schreibtisch saß ein kräftig gebautes Mädchen und schrieb mit ruhigem Schwung Adressen.

„Guten Tag, Schwägerin!" grüßte Schwede.

„Tag!" antwortete die Schreiberin gleichmütig, ohne sich umzudrehen.

„Du schreibst Adressen?"

„Natürlich! Die Melli hat doch die einzige menschliche Schrift im ganzen Haus," plapperte Fifi. „Bin ich froh, daß man meine Schrift nicht lesen kann!"

Ernst trat heran und nahm eines der Blätter auf. „Da steht ja schon wieder Karoline," sagte er unangenehm berührt.

„Liddi heißt so," erklärte Melli kurz.

„Ka—ro—li—ne?" fragte er gedehnt. Hatte Liddi ihm nicht einmal bestimmt versichert, sie sei Lydia getauft?

Eben vernahm man wieder Schritte, und Ernst Schwede wandte sich rasch um.

Da war sie ja, seine Liddi!

Während Ernst seiner schönen Braut die Hand

küßte, sagte Fifi: „Ernst ist entsetzt, weil du Karoline heißt!“

„Ach ja, Papa hat darauf bestanden, in die Verlobungsanzeigen müßte der Name aus dem Taufschein kommen,“ beklagte sich Liddi.

„Er soll den amtlichen Schriftstücken vorbehalten bleiben,“ tröstete Ernst. „Für mich bist und bleibst du Liddi.“

Arm in Arm gingen sie in den Salon hinein.

Da die Mama ihr Nachmittagsschläfchen noch nicht beendigt hatte, hielt es Fifi für angezeigt, aus eigenem Antrieb den Elefanten zu spielen. Sie schlich also dem Brautpaar nach, setzte sich im Salon an den Flügel, so daß sie den beiden den Rücken wendete, und fing zu spielen an. Da aber in der Ecke ihr gegenüber ein großer Spiegel hing, konnte sie das Paar ganz gut beobachten.

Da erhob Melli drinnen ihre Stimme: „Liddi, weißt du nicht, wo Listmanns wohnen?“

Liddi antwortete nicht, Fifi hingegen unterbrach ihr Spiel: „In der Reisnerstraße. Eine der höchsten Nummern. Schreib nur, die Familie mit den drei plattfüßigen Töchtern.“

„Fräulein Dawikow aber wirst du doch wissen?“

„Die Liddi weiß heute gar nichts. Der Briefträger soll nur schauen, wo die meisten Blumen zwischen den Fenstern trocknen. Sie kauft sie selbst und gibt sie für Balltrophäen aus.“

„Soll ich Herrn Professor Röben und Gemahlin auch eine Karte versetzen?“ fragte Melli herein.

„Ja, natürlich!“ rief Fifi zurück. „Schreib nur: teuere Gemahlin. Sie hat ja erst neulich hundert Kronen Geldstrafe wegen Dienstbotenmißhandlung zahlen müssen.“

„Na nu, Fifi!“ wunderte sich der Bräutigam, dem endlich doch etwas auffiel. „Du hängst ja jedem etwas an. Du kommst dir dabei wohl sehr geistreich vor, Kind, aber wohlwollend sein ist besser. Liddi würde nie jemand derartig verreißen.“

„Nein, die nicht! Gott behüte!“ antwortete Fifi in einem mit Ironie getränkten Tone, was aber dem Bräutigam völlig entging.

Das Gespräch zwischen dem jungen Paare nahm nun eine Wendung zum Moralischen, die Fifi nicht behagte. Als Melli einige Augenblicke später von ihrer Schreiberei aufblickte, stand Fifi neben ihr.

„Ich hab's nicht mehr ausgehalten bei denen,“ wisperte sie. „Er erzählt ihr gerade, daß er sich schon immer so ein Muster von Vollkommenheit, Menschenfreundlichkeit und echt weiblicher Sanftmut gewünscht hat. Bei ihr sind alle Tugenden zu finden. Ein ganz ideales Wesen ist sie. Nur in klassischem Deutsch drückt sie sich aus.“ Sie zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche und begann halblaut zu murmeln: „Ekelhafter Fratz! Unausstehlicher Backfisch! Freches Ding! Aff! Blöde Gans! Trottel!“

„Was ist denn das für ein reizendes Lexikon?“ fragte Melli, ohne aufzublicken.

„Nur eine liebliche Auslese! Das alles hat sie zu mir im Laufe der Woche gesagt, das ideale Wesen.“

Sie nickte wichtig, preßte die Lippen aufeinander und steckte den Bleistift wieder durch die an dem Büchlein angebrachten Hülsen mit der zufriedenen Miene eines Menschen, dessen Aufzeichnungen in Ordnung befunden worden sind.

„Dummheiten!“ machte Melli. „Du wirst doch nicht —“

„Es ihm sagen? Nein. Dann läßt er sie sitzen, und sie bleibt uns wieder auf dem Hals."

Im Salon war unterdessen Frau Doktor Haugg aufgetaucht, eine untersetzte Dame mit glasigen Augen und verlebten Zügen, die, wie ein aufmerksames Auge leicht bemerken konnte, ihrem Aussehen durch allerlei Mittelchen nachhalf*).

Persönliche Ansprüche hatte sie trotzdem sicher aufgegeben. Ihr Lebenszweck war es nur noch, ihre Töchter zu verheiraten, und das glückte doch nur, wenn die Freier nicht vor den Kopf gestoßen wurden.

Sie schloß sich also sofort dem Bräutigam an, der gerade die Forderung unbedingter Wahrheitsliebe aufstellte.

„Nein, auch keine Notlüge, mein Kind," schnitt sie Liddi, die einen schüchternen Einwand wagen wollte, das Wort ab, „denn auch die Notlüge ist durchaus verwerflich. — Verwerflich, sage ich!"

„Natürlich, man läßt sich nie verleugnen, wenn man zu Hause ist," brummte Fifi drinnen.

„Hauptsächlich im intimen Verkehr der Familienmitglieder untereinander muß Wahrheit herrschen," fuhr Schwede fort. „Und was ich vor allem hasse, ist der falsche Schein. Sich für etwas ausgeben, was man nicht ist, und dergleichen. Wo ich solche Eigenschaften entdecke, fühle ich mich sofort abgestoßen."

„Und mit Recht, mit höchstem Recht!" stimmte ihm die Doktorin zu.

„Aber verliebt hat er sich doch nur in sie, weil sie Sammetaugen hat," brummte Fifi weiter. „Ihm gefällt sie, weil sie ausschaut wie eine Rokokoschäferin, aber Tugenden soll sie haben wie eine Hohepriesterin.

*) Siehe das Titelbild.

Na, ich danke, bis die verheiratet sein werden! — Jetzt fängt er gar an, von seiner Mutter zu erzählen!" schloß sie mit einem Blick gen Himmel.

„Ihre Mutter muß eine wunderbare Frau sein, lieber Sohn!" sagte drinnen die Doktorin im Tone tiefinnerlichster Überzeugung. „Es würde mich so freuen, sie kennen zu lernen."

Bei sich dankte sie Gott, daß die alte Frau Schwede, die leidend war, sicher zur Hochzeit nicht aus Breslau nach Wien kommen werde.

Liddi ahnte diese Gedanken ihrer Mama sehr wohl. Ihr nützte das aber nichts, denn Ernst hatte soeben den Wunsch ausgesprochen, seine Hochzeitsreise nach Breslau zu machen, und dort würde sie den durchdringenden Blicken der vortrefflichen Mutter und Gott weiß wie vieler ähnlich gearteter Tanten preisgegeben sein. Eine Aussicht, vor der ihr schauderte.

Ernst Schwede hatte ja keine Ahnung, daß die Liddi Haugg, die ihm in den letzten Monaten vorgeführt worden war, durchaus nicht mit seinen idealen Forderungen übereinstimmte, sondern einfach stimmend gemacht worden war, weil er mit den Ansprüchen, die er an seine Zukünftige stellte, nicht hinter dem Berg gehalten hatte.

Wenn er dann die wirkliche Liddi kennen lernte!

Jetzt, in der Brautzeit, wäre eigentlich die beste Gelegenheit gewesen, ihm nach und nach mit Vorsicht beizubringen, daß man von einem jungen Mädchen doch nicht gar zu viel Vortrefflichkeit verlangen dürfe, und die Mama hätte das am besten tun können; statt dessen gab sie sich alle Mühe, die Blendung noch zu vervollständigen, und dichtete ihr täglich neue Talente, neue Tugenden an.

Wenn Liddi ihr deswegen Vorstellungen machte,

antwortete die Doktorin empört: „Soll vielleicht diese Verlobung auch wieder in die Brüche gehen?“

Auch wieder! Es war nur zu richtig. Sie war schon beinahe zweimal verlobt gewesen, und der brave Ernst ahnte natürlich davon nicht das geringste.

So steigerte die Mutter den Verlobten immer mehr in die Täuschung hinein. Sie hatte es leicht. Für sie war ja die Sache sozusagen beendet, sobald die Tochter vom Altar zurückkam.

„Für mich fängt die Geschichte dann aber erst recht an,“ dachte Liddi immer sorgenvoller.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Verlobungszeit war keine lange. Ernst Schwede hatte es eilig, sein Bräutchen heimzuführen, und der Doktorin eilte es noch mehr, die Tochter versorgt zu wissen.

So kam der Hochzeitstermin bald heran. Vor der Trauung sollte Liddi aber ordnungsgemäß zur Beichte gehen.

„Deine Sünden können dich ja nicht schwer bedrücken,“ sagte lächelnd der Bräutigam, als davon die Rede war.

„Natürlich nicht!“ stimmte die Mama zu.

Liddi lächelte gleichfalls, im Herzen war ihr aber unaussprechlich bang.

Diese Beichte konnte sie vor sich selbst nicht völlig entsühnen, und niemals würde sie sich im Herzen frei fühlen, solange er glaubte, ein Weltwunder heimzuführen, das mit ihr kaum eine entfernte Ähnlichkeit aufwies.

Sie würde ja nachher als entlarvte Betrügerin vor ihm dastehen, und daran mußte ihr Glück rettungslos zerschellen.

So sehr sie sich bemühte, ihre innere Bekümmernis nicht merken zu lassen, etwas fiel Ernst doch auf.

„Die bevorstehende Beichte scheint dich doch zu bedrücken?" fragte er mit liebevollem Lächeln. „Was kann da los sein? Dein Seelchen wird aus der großen Wäsche doch kaum reiner hervorgehen können, als es jetzt schon ist. Im übrigen gereicht dir der Ernst, mit dem du die Sache behandelst, nur zur Ehre. Also, wenn ich dich wiedersehe, bist du die Gewissenslast los — ganz los!"

Liddi sah ihm mit starren Augen nach. „Ja, los — ganz los!" rang es sich gepreßt von ihren Lippen.

* * *

Eben war Ernst im Begriff, auszugehen, als das Mädchen seiner Wirtin ihm meldete, ein Dienstmann sei da mit einem Briefe, den er nur ihm selbst geben wolle.

Ernst ließ ihn eintreten, und als er den Brief übernahm, spürte er darin etwas Hartes, und das verwirrte ihn so, daß er kaum daran dachte, dem Boten ein Trinkgeld zu reichen.

Das da drinnen fühlte sich ja so an wie ein Ring!

Sobald er allein war, riß Ernst hastiger, als es seine Art war, den Brief auf, und wirklich fiel sofort ein Ring auf den Schreibtisch nieder. Der Ring, den er Liddi zur Verlobung gegeben hatte!

Außerdem enthielt der Briefumschlag mehrere Bogen, die mit hastigen, flüchtigen Schriftzeichen bedeckt waren. Als er sie näher betrachtete, gewahrte er, daß sie ungleichmäßig und aufgeregt aussahen, wie in großer Verstörung geschrieben, und stellenweise waren sie verwischt, als hätte es darauf geregnet.

Allein in geschlossene Briefe regnet es doch nicht hinein!

Liddi schickte ihm seinen Ring zurück, das war klar genug.

„Was habe ich ihr denn nur getan?" fragte sich Ernst bestürzt, ehe er daran ging, das Schreiben zu lesen:



„Keine Aufschrift finde ich. Ich weiß nicht mehr, wie ich Dich ansprechen soll. Du siehst den Ring, er sagt Dir alles. Ich schicke ihn Dir zurück, denn ich wage

es nicht, Deine Frau zu werden mit der Bergeslast auf der Seele, mit einer Maske vor dem Gesicht!

Morgen früh soll ich zur Beichte gehen, meine Seele reinwaschen lassen, wie Du sagst. Aber bevor ich in der Kirche beichte, muß ich Dir selbst die Wahrheit offenbaren, sonst hat das andere keinen Wert. Vor Dir muß ich den Vorhang zurückziehen. Aber wenn Du nun sehen wirst, wie ich wirklich bin, wirst Du nichts mehr von mir wissen wollen. Es ist also alles zwischen uns aus.

Ernst, ich bin die nicht, für die Du mich hältst! Meine großen Gaben und Talente bestehen zumeist nur in der Einbildung der Mama, und Kenntnisse besitze ich nur sehr wenig. Man war mit mir nie streng, weil ich ein hübsches Mädel war. Ich bin nicht so belesen und gebildet, wie Du glaubst, nicht so fleißig und geschickt. Ich mache mir weder Kleider noch Hüte selbst. Das wurde nur so vorgegeben, weil Du Dir eine Braut mit solchen Fähigkeiten wünschtest.

Ich bin älter als Du denkst — nicht einundzwanzig, sondern beinahe schon fünfundzwanzig!

Es ist ferner nicht alles so echt an mir, wie ich Dich glauben ließ. Zum Beispiel mein Haar, das Du so bewundertest. Die Frisur, die mir so gut steht, könnte ich mir ohne Hilfsträhne nicht herstellen. Sie sind von meinem ausgekämmten Haar gemacht, aber doch nicht mehr angewachsen, und ich weiß, Du verurteilst so etwas sehr streng.

Ich hab' auch keinen so edlen Charakter, wie ich Dir vorgeschwindelt habe. Nein, ich bin neidisch, wenn eine etwas Schöneres hat als ich. Und heftig bin ich auch. Durchaus nicht so gleichmäßiger Laune, wie es den Anschein hatte. Ich bin auch nicht verträglich und nicht liebevoll zu den Meinigen. Es ist wahr, meine

Schwestern können einen schwer reizen. Die Melli ist wie ein Stock, so wurstig und unempfindlich, und die Fifi fordert mich absichtlich heraus. Du glaubst, über meine Lippen kommen nur sanfte, freundliche Worte, aber wenn Du hören würdest, wie ich sie oft zusammenschimpf'! Wie zornig ich bin! Ich kann mir nicht helfen, ich hab' halt keine Geduld und keine Selbstbeherrschung.

Und dann das Schwerste! Ich bin auch in anderer Beziehung unwahr gegen Dich gewesen. Du bist nicht der Erste, der mich geküßt hat. Ich war schon zweimal verlobt oder doch beinahe. Beide Male lernte ich die Betreffenden in der Sommerfrische kennen. Die Mama hatte eine gute Meinung von ihnen und legte uns kein Hindernis in den Weg. Aber den ersten verabschiedete der Papa gleich, weil er Unvorteilhaftes von ihm gehört hatte, und der zweite erschien gar nicht beim Papa, um bei ihm um mich anzuhalten. Ich war beide Male ohne Schuld, aber verheimlichen hätte ich Dir's nicht dürfen.

Falsch war ich auch, als ich Dich glauben ließ, ich liebe Dich. Im Anfang war das noch nicht der Fall. Ich war bloß liebenswürdig gegen Dich, weil ich bald heiraten wollte. Ich habe Dich noch nicht einmal geliebt, als wir uns verlobten. Aber Du warst so gut zu mir, hast mir so blind vertraut! Doch davon will ich jetzt nichts mehr sagen. Wir sind ja schon nicht mehr miteinander verlobt.

Hättest Du doch keine so hohe Meinung von mir gehegt! Gerade dies zeigte mir den Abstand von dem, was ich wirklich bin, um so greller. Erst seitdem Du mich für so gut hieltest, fühlte ich, wie schlecht ich bin.

Ich weiß, der Brief wird Dir weh tun, denn es wird Dir Schmerz bereiten, mich verachten zu müssen. Aber dieses Leid bereite ich Dir jetzt zu Deinem eigenen Besten. Ich will mich nicht länger besser machen als

ich bin. Nicht um Deinetwillen allein entsage ich Dir, nein, auch darum, weil ich fürchte, daß Du in der Ehe Ansprüche an mich stellen würdest, die ich nie erfüllen könnte. Es wäre mir entsetzlich, wenn Du inne würdest, wie ich Dich mit mir betrogen habe.

Nimm also Deinen Ring zurück und such Dir eine Bessere. Und verzeihe mir um meines heutigen Geständnisses willen wenigstens so weit, daß Du meiner ohne Groll gedenkst."

Die Briefblätter fielen auf den Tisch, und Ernst Schwede saß wie erstarrt da. Ohne es zu wissen, starrte er auf Liddis Bild, das auf der Platte seines Schreibtisches stand. Erst allmählich dämmerte es ihm, daß er da seine Braut vor Augen hatte, und er prüfte das niedliche Gesichtchen zum ersten Male vorurteilsfrei. Es war wohl töricht gewesen, sich einzubilden, ein Mädchen, das so aussah, könne „hohe Tugenden" haben.

Nicht einundzwanzig, sondern fünfundzwanzig! Angestecktes Haar! Und zweimal verlobt!

Der Stich war am tiefsten gegangen. Das also war sein unberührtes Mädchen! Zwei vor ihm hatten sie schon im Arm gehalten.

Aber an allem war wohl die Mutter am meisten schuld gewesen. Er erinnerte sich, wie ängstlich und verlegen Liddi gar oft die Lobpreisungen der Mama unterbrochen und abgewehrt hatte.

Aber belogen hatte sie ihn doch auch, ihn überflüssig und mutwillig getäuscht mit den Torten, die sie selbst gebacken, den Blusen, die sie eigenhändig angefertigt, und so vielem anderen.

Was blieb eigentlich noch von dem Mädchen übrig, das er in ihr gesehen?

Sie hatte ihn nicht einmal geliebt.

Und doch, wenn er den letzten Teil ihres Briefes,

den, dessen Schriftzüge am meisten verwischt waren, nochmals ansah, so schien es, als deute sie da an, das Gefühl sei nachgekommen. Aber konnte er ihr noch glauben, die ihn in so vieler Beziehung betrogen hatte?

Und gleichwohl, sprach die Tatsache allein, daß sie ihm nun unter so vielen Tränen doch noch die Wahrheit enthüllte, nicht dafür, daß sie ihn liebte, gerade deshalb, weil sie ihn aufgeben wollte?

Und machte diese freiwillige und rückhaltlose Beichte jetzt, da er noch nicht gebunden war, da er noch zurück konnte, nicht vieles gut? Bewies die Entschlossenheit, mit der sie sich selbst die Maske vom Gesicht riß, nicht klar, daß doch noch ein besserer Kern in ihr steckte?

War nicht jetzt erst recht der Grund und Boden gegeben, auf dem er sich sein Glück zimmern konnte?

Ja, sie war fehlerhafter, als er geahnt, aber auch in ihrer Fehlerhaftigkeit reizend und rührender und so viel menschlicher als die Idealgestalt, die er sich vorgestellt hatte.

* * *

Wieder lächelte das Dienstmädchen, als sie die Tür öffnete und Ernst Schwede draußen sah. Der kam heute einmal zur Unzeit! Fräulein Liddi war ja ganz verweint!

Im Salon trat dem jungen Mann zuerst die Doktorin entgegen, bei deren Anblick er einen entschiedenen Widerwillen zu überwinden hatte. Aber er begnügte sich damit, sein Gefühl ihr gegenüber durch ein steiferes Verhalten anzudeuten.

Derartige Nüancen waren aber an der Doktorin verloren.

„Schön, daß du da bist, Ernst,“ begrüßte sie ihn

harmlos. „Die Liddi ist in einem Zustand — ich weiß wirklich nicht, was sie hat.“

„Kann ich zu ihr?“ unterbrach Ernst sie kurz, und



ohne eine Antwort abzuwarten, eilte er an ihr vorbei in das Nebenzimmer, wo Liddi, den Kopf in die Hände stützend, am Fenstertischchen saß, anscheinend ziellos vor

sich hinbrütend. Die Mutter wollte ihm folgen, aber er schloß die Tür knapp vor ihr zu.

„Liddi!" rief er mit unterdrückter Stimme.

Sie fuhr empor und starrte ihn ungläubig an. Ihre Augen wurden weit, als sie in sein von Liebe und Innigkeit strahlendes Gesicht blickte.

„Hast du meinen Brief nicht bekommen?" fragte sie atemlos.

„Doch — ich habe sie bekommen, deine Beichte."

„Und doch bist du hier?"

„Und doch bin ich hier," bestätigte er, auf sie zutretend. „Kommt nach der Beichte nicht naturgemäß die Absolution?"

„Ernst!" schrie sie auf. „Nein, du kannst mir unmöglich verzeihen, daß ich dich so vielfach getäuscht habe!"

„Jetzt kann ich's noch!" sagte er, sie an den Händen fassend und ihr ernst ins Gesicht blickend. „Wärst du freilich mit einer Täuschung an den Altar getreten, ich hätte es dir wohl nie vergeben können. Aber jetzt, wo du mir ehrlich alles gesagt hast, jetzt herrscht doch Offenheit und Wahrheit zwischen uns, die Hauptbedingung für ein künftiges gutes Einvernehmen und Verständnis. Du hast mir gestanden, worin du fehltest und was dir fehlt. Wollen wir nicht Vergangenes vergangen sein lassen, und kann ich nicht darauf bauen, daß du die Fehler, deren du dir so schmerzlich bewußt bist, auch abzulegen trachten wirst?"

„Ernst, kannst du mich denn noch lieben?" fragte das junge Mädchen zaghaft. „So unvollkommen wie ich bin?"

Er zog sie mit gerührtem, halb verlegenem Lächeln an sich. „Vielleicht würdest du, wenn du wirklich so vollkommen wärst, gar nichts von mir wissen wollen.

Es bliebe ja auch gar kein Spielraum zur Verbesserung. So aber können wir uns beide allmählich hinauferziehen, bis wir einigermaßen den Idealbildern gleichen, die wir uns voneinander gemacht haben. Willst du, Liddi? Auch ich bin ja nicht fehlerlos."

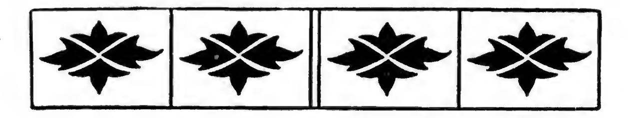
Schluchzend sank Liddi an seine Brust. „Du willst es also trotz alledem mit mir versuchen? — Ja, ich hoffe, an deiner Seite wird es mir leicht werden, aufwärts zu streben. Und das eine kann ich dir nun sagen: Ich hab' dich ja so lieb gewonnen, und das Herz wäre mir gebrochen, wenn du meine Absage angenommen hättest!"

Statt aller Antwort griff Ernst Schwede in die Tasche und brachte den Ring wieder zum Vorschein, ihn abermals an Liddis Hand zu stecken.

„Jetzt ist die Liddi heute doch nicht zur Beichte gegangen," sagte Fifi, die plötzlich ins Zimmer trat.

„Die Beichte ist erledigt," erklärte Liddi mit feuchten Augen.





Das Rosazimmer.

Venezianischer Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Marchesa, die sich auf eine Unterhaltung über die Übergriffe der Bourgoisie nicht weiter einlassen wollte, machte nur ein verbindliches: „Oh, wirklich?“ womit man ja so gut zur Tagesordnung übergehen kann, und fragte dann, wie sich Frau v. Krähenhausen in ihrer Wohnung eingerichtet habe.

„Oh, ich danke,“ war die gedehnte Antwort. „Wenn die Zimmer nicht so groß und hoch wären, würden sie gemütlicher sein. Man muß sich erst an die Marmorplatten der Tische gewöhnen. Für Nacht- und Waschtische ist Marmor ja ganz praktisch, für den täglichen Gebrauch ist man ihn bei uns nicht gewöhnt. Auch nimmt man bei uns weißen und grauen Marmor. Dieser gelbe, schwarze und rötliche ist so — so ungewohnt.“

„Diese Sorten gelten als sehr kostbar,“ flocht die Contessa beiläufig ein.

„So sagte Fiore,“ erwiderte Frau v. Krähenhausen von oben herab. „Aber was kann solch junges Mädchen wissen? Die Steinfußböden sind schrecklich, für unseren Geschmack wenigstens. Ich war, offen gesagt, ganz zufrieden mit meinem Zimmer im Hotel, aber Fiore

redete von nichts anderem als von einem ‚alten Palaste‘. Es war bequemer im Hotel, das muß ich schon sagen. Man hatte auch mehr Aussicht. Wenn die Straßen hier wenigstens nicht mit Wasser gefüllt wären, so wäre es für meinen Geschmack hübscher und weniger melancholisch.“

„Ja — diese mit Wasser gefüllten Straßen sind doch aber eigentlich charakteristisch für Venedig,“ murmelte die Marchesa entschuldigend.

„Das erinnert mich an die nette Geschichte von einem fremden Paar, das heimkommend gefragt wurde, wie ihm Venedig gefallen habe. Die guten Leutchen erwiderten, daß sie darüber eigentlich nichts sagen könnten, denn sie hätten leider gerade eine große Überschwemmung angetroffen und seien genötigt gewesen, in einem Kahn ins Hotel zu fahren. Natürlich wären sie dann gleich wieder abgereist, denn was hätte man davon, und es sei auch ungesund,“ erzählte die Contessa.

Frau v. Krähenhausen zuckte zu dieser lustigen Geschichte nur vornehm mit den Achseln und meinte, so ganz unrecht hätten diese Leute nicht; sie selbst hätte sich Venedig mit weniger Wasser vorgestellt und müsse schon gestehen, daß sie etwas enttäuscht sei.

„Ja, warum sind Sie dann überhaupt hergekommen und haben zum mindesten nicht darauf bestanden, im Hotel zu bleiben?“ erkundigte sich die Contessa lachend. „Da Ihr Wunsch doch der ausschlaggebende ist, so wäre es leicht gewesen, Fiore zu überstimmen!“

Frau v. Krähenhausen bekam einen kleinen Hustenanfall. „Was will man denn machen, wenn man doch einem Gast gefällig sein möchte,“ meinte sie. „Sie glauben nicht, was für eine Phantasie dieses Mädchen hat und wie sie betteln kann, wenn sie etwas haben will! Kaum, daß wir sie bei uns aufgenommen hatten,

das arme Ding, heimatlos, wie sie war, da sprach sie von nichts als von einer Reise nach Venedig. ‚Gut — machen wir ihr die Freude‘, sagte mein Mann. Schon unterwegs fing sie an, von einem Palaste zu schwärmen, und wieder gab mein Mann nach, als wir durch Sie wußten, daß man einen solchen Palast mieten kann. Und wenn mein Sohn kommt und sie setzt sich in den Kopf, ihn zu heiraten, so würde mein Mann wahrscheinlich auch Ja und Amen dazu sagen,“ schloß sie mit einem stechenden Blick auf ihre beiden Zuhörerinnen und auf das Objekt ihrer Klagen, das mit Donna Loredana zusammen in einer fernen Ecke des Salons eine sehr reizende Gruppe bildete.

Die Marchesa folgte diesem Blick und lächelte. „Nun,“ meinte sie, „vielleicht setzt Ihr Herr Sohn selbst sich einen solchen Wunsch in den Kopf.“

„Mein Sohn ist vermöge seiner überlegenen und außergewöhnlich entwickelten Geistesgaben erhaben über die Eindrücke eines hübschen Lärvchens. Er sieht nur auf den Geist und den inneren Wert,“ verkündigte die stolze Mutter eines solchen Sohnes mit Nachdruck.

„Fiore hat mir immer den Eindruck gemacht, als ob sie diesen Forderungen entspräche,“ bemerkte die Contessa anerkennend, aber nicht ohne eine kleine Schärfe, denn sie fing an, sich über diese Frau zu ärgern, die sie bisher nur amüsiert hatte, und in Gedanken setzte sie hinzu: „Bewahre der Himmel das arme Mädchen vor solch einer Schwiegermutter!“ —

Der Eintritt der drei Herren machte diesen Gedanken ein glückliches Ende, und während die Diener den Teetisch hereinbrachten, suchte und fand Windmüller Gelegenheit, mit Donna Loredana abseits von den anderen Gruppen ein kleines Gespräch zu führen.

„Ich bin so neugierig, zu erfahren, ob Sie schon

etwas in der heute mittag von Ihnen übernommenen Aufgabe getan haben," begann er mit eifriger Harmlosigkeit.

„Ich habe den ganzen Nachmittag die handschriftliche Chronik, die mein Urgroßvater über unser Haus und unsere Familie hinterlassen hat, durchgesehen," erwiderte Donna Loredana bereitwilligst. „Sie enthält eine ausführliche Schilderung des Palastes, von dem er unter anderem schrieb: Man sagt, daß das Haus geheime Gänge, Treppen und Gemächer besitzt, und daß ein geheimer Plan davon aufgezeichnet ist, der wohl im Laufe der Zeit verloren ging, denn ich habe ihn nicht finden können. — Das ist alles, Herr Doktor. Aber ich werde weiter suchen, und es wäre wundervoll, wenn ich diesen Plan entdeckte."

„Sie würden sich damit den Dank Ihrer ganzen Familie verdienen," sagte Windmüller ernsthaft und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu, indem er Donna Loredana fest ansah: „Wir müssen Ihre Frau Schwägerin finden — es ist von größtem Interesse für Ihren Herrn Bruder. — Glauben Sie, daß es zum Beispiel möglich wäre, daß Donna Xenia sich hier im Hause verborgen hält?"

Sie sah ihn groß und erstaunt an und erwiderte ihm dann fast mit den gleichen Worten wie ihr Bruder: „Welche Idee! Ein Mensch kann doch nicht so lange ohne Nahrung bleiben!"

„Das geht freilich nicht," entgegnete Windmüller mit einer Miene, als hätte er daran gerade nicht gedacht, und setzte, wie einem plötzlichen Gedanken folgend, hinzu: „Natürlich setzte diese Möglichkeit voraus, daß jemand hier im Hause eingeweiht sein müßte, der bei der freiwillig Gefangenen die Rolle des speisenden Raben spielt."

„Ja, so wäre es freilich möglich,“ gab Donna Loredana ohne weiteres zu. „Das könnte nur einer von den Dienstboten tun. Aber wenn das herauskommt, dann möchte ich nicht in seiner Haut stecken, denn Großmama würde sehr kurzen Prozeß mit ihm machen.“

„Ah ja — es wäre in der Tat ein zu großes Risiko,“ stimmte Windmüller bei, ohne die Frage einer in solchem Falle garantierten Entschädigung zu berühren. „Nun, es war nur eine Idee von mir, denn natürlich hätte sich die Frau Principessa in diesem Falle nicht an einen der Dienstboten, sondern an einen ihr Nahestehenden, zum Beispiel an Sie, gewendet.“

„Gott bewahre!“ rief Donna Loredana erschrocken. „Aber ich hätte ihr wahrscheinlich geholfen, denn sie würde mir die Wahrheit doch nicht gesagt haben — in diesem Falle, meine ich nur,“ fügte sie hinzu.

Windmüller war ganz zufrieden mit dem Ergebnis dieser kurzen Unterhaltung, die damit schloß, denn Donna Loredana eilte davon, um den Tee zu bereiten. Er sah ihr befriedigt nach, denn es hätte ihn geschmerzt, das junge Mädchen in diese Sache verwickelt zu sehen.

Er warf einen Blick durch die Tür in das Boudoir und lächelte ein wenig, denn dort standen vor dem unschuldigen Bilde, das in diesem Falle den Elefanten abgeben mußte, Fiore Meldeck und Don Gian, und des letzteren intelligentes Gesicht mit der kühnen, typischen Nase der venezianischen Patrizier hatte einen ganz verklärten Ausdruck.

„Nun,“ dachte Windmüller, „da haben wir wieder einen, dessen Ansichten durch die Umstände geändert werden, oder ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieses Mannes leider nur zu verständliche Ideen über ‚ausländische Ehen‘ nicht seit diesem Abend wenigstens eine

wesentliche Einschränkung in bezug auf die Nationalität erfahren haben sollten." —

Der Tee war eingenommen, die Contessa hatte erklärt, heim zu müssen, da ihre Gondel jedenfalls schon lange warte; sie hatten bereits lebhaften Abschied genommen, aber Frau v. Krähenhausen blieb auf ihrem Sofaplatz sitzen, was Don Gian jedenfalls ganz angenehm fand, denn er bot ihr fortwährend Kuchen an. Und da sie jedesmal eines der Stückchen annahm, so konnte das Verfahren sich in Anbetracht dessen, daß der Korb noch ziemlich voll war, ganz hübsch in die Länge ziehen, während ihr Gatte durch seine Mißhandlung der französischen Sprache die Marchesa amüsierte.

Als Frau v. Krähenhausen aber wieder einmal zugriff, stand Fiore auf, trat an sie heran und flüsterte ihr zu, daß es hier Sitte sei, nach dem Tee aufzubrechen.

Frau v. Krähenhausen machte das Beste aus diesem Wink. „Müde sind Sie, liebes Kind?" fragte sie laut. „Nein, diese Jugend von heut! Nun, wenn Sie schlafen gehen müssen, so wird die Frau Marchesa uns gewiß entschuldigen —"

Die Frau Marchesa entschuldigte sehr gern, und so zog sich Krähenhausen endlich zurück, bis zur Treppe von dem Marchese geleitet.

Als er bei seiner Großmutter wieder eintrat, rief er: „Nonna — was hättest du getan, wenn deine Kuchenstücke sämtlich aufgegessen waren? Neue backen lassen? Wetten wir, daß diese alte Vogelscheuche darauf gewartet hätte? — Arme Nonna — ich sah doch, wie müde du warst! Uff — diese Leute sind sehr anstrengend! Und zu denken, daß die Contessina mit ihnen leben muß, ein Phönix unter — Krähen!"

* * *

Windmüller, der den Schluß des Abends auch stark verspätet gefunden, gab dem Majordomo nach der Verabschiedung von der Marchesa durch ein paar rasch hingeworfene Worte zu verstehen, daß er ihn heute noch zu sprechen wünschte.

Er hatte nicht lange zu warten, denn bald nachdem er in seinem Zimmer war, trat Sebastiano bei ihm ein.

„Hören Sie, wir müssen etwas Wichtiges miteinander besprechen," begann Windmüller vertraulich. „Sie sind in die Familienangelegenheiten dieses Hauses eingeweiht, und die Frau Marchesa hat mir gesagt, daß dies das Verdienst Ihrer langen, treuen Dienste ist, daß man sich unbedingt auf Sie verlassen kann. Man hat Ihnen jedenfalls mitgeteilt, daß die Signora Principessa nicht nur hier aus dem Hause, sondern überhaupt spurlos verschwunden ist."

„Diavolo!" machte Sebastiano überrascht. „So ist sie nicht in Rom?"

„Weder in Rom noch anderswo," bestätigte Windmüller. „Das hat mich nun auf den Gedanken gebracht, daß sie den Palazzo überhaupt nicht verlassen hat."

„Den Gedanken, Signor, hat der Agostino von vornherein gehabt," sagte Sebastiano mit einer Handbewegung, die seine Meinung gleichzeitig und zwar negativ ausdrückte. „Er sagte: sie ist durch keine der Türen des Hauses heraus, weil ich die Schlüssel habe und alle Riegel innen vorgeschoben waren. Sie ist nicht durchs Fenster, denn die waren zu; fliegen kann sie nicht, um vom Dache herabzukommen, und das ist auch zu hoch für eine Leiter; ein Seil, wenn sie daran heruntergerutscht wäre, müßte doch zu sehen sein, weil es oben angemacht werden müßte — folglich ist sie überhaupt nicht aus dem Hause heraus. Ich habe dem Agostino gesagt, er sei ein alter Esel, denn ohne

Nahrung könne doch kein Mensch in einem Loche leben."

Windmüller steckte das Kompliment, das ja auch ihm galt, da er mit Agostino den gleichen Gedanken hatte, ohne zu zucken ein und beantwortete den gemachten Einwand zum dritten Male an diesem Tage, indem er bemerkte, daß jemand hier im Hause die freiwillig Gefangene speisen könne.

„Wer denn?" fragte Sebastiano verächtlich. „Die Lucia? Der Chef? Ich? Keines von uns würde sich darauf eingelassen haben. Warum? Weil wir hinter dem Rücken der Herrschaft keine gemeinsame Sache mit der — der Fremden machen würden. Wir nicht! Und die Gans, die Assunta? Die hätte sich damit in den ersten drei Stunden verraten."

„Wer ist Assunta?" fiel Windmüller ein.

„Das Stubenmädchen, das die Frau Principessa hier bedient hat, weil sie ihre Zofe nicht mitgebracht hatte," erklärte Sebastiano, der offenbar von der Erwähnten keine hohe Meinung hatte. „Sie kam heulend zum Essen, die Assunta nämlich, weil die Signora Principessa sie eine Gans genannt hat, als sie ihr beim Anziehen helfen mußte, und später schickte die Frau Principessa sie fort, weil sie sich lieber allein ausziehen als von solchem Trampeltier bedienen lassen wollte. Die Assunta hätte jedem Menschen im ganzen Hause erst jeden Bissen gezeigt, ehe sie ihn ‚heimlich' zugesteckt hätte! Eine Gans bleibt eine Gans, und Gänse müssen schnattern!"

„Hm — man kann aber den Gänsen den Schnabel zubinden," wandte Windmüller ein.

Sebastiano verstand sofort, wie es gemeint war, denn er antwortete prompt: „Solche Gänse, wie die Assunta eine ist, schlagen dann wenigstens mit den

Flügeln, um zu zeigen, daß sie nicht schnattern dürfen." Und nach diesem Beweis, daß ihm die vergleichende Zoologie geläufig war, fuhr er unaufgefordert fort: „Auch mit den beiden jungen Dienern und wer sonst noch im Hause ist, können wir nicht rechnen, Herr Doktor. Ich weiß bestimmt, daß sie mit keinem von der Dienerschaft, außer mit der Assunta, geredet hat. Ich will schon eingestehen, daß der alte Esel, der Agostino, mir einen Flöh ins Ohr gesetzt hat. Ich habe also das ganze Haus durchsucht. Drin ist sie nicht, und wenn ihr der Teufel nicht geholfen hat, dann ist sie auch nicht herausgekommen. Es ist eine verdonnerte Geschichte, Signor — das ist sie. Und unter uns: die Frau Principessa ist, ohne dem Respekt zu nahe zu treten, eine Dame, die sozusagen mit allen Hunden gehetzt ist, die dem Teufel selbst ein Schnippchen schlagen würde, wenn's darauf ankommt!"

Windmüller zweifelte zwar nicht daran, aber die Übereinstimmung dieser Ansicht tröstete ihn nicht über das Bewußtsein, daß es in der Tat eine „verdonnerte Geschichte" war.

„Können Sie mir die Assunta mit irgend einem Auftrag schicken, so daß sie nicht merkt, daß ich mit ihr reden will?" fragte er nach einer Pause. „Ich möchte gern noch ein paar Fragen an sie stellen, aber es ist notwendig, daß sie nicht vorbereitet zu mir kommt. Die Frau Marchesa hat mir Ihre Mithilfe zugesichert, lieber Herr Majordomo, und Sie sehen, daß ich recht sehr damit rechne."

„Sie können in jeder Beziehung auf mich zählen, was die Interessen der Familie anbetrifft," erwiderte Sebastiano mit Würde. „Die Assunta kann Ihnen eine Flasche Wasser bringen, Signor, falls sie nicht schon im Bett liegt! Das fällt um so weniger auf, als sie ja den Dienst bei Ihnen hat." —

Die Assunta lag noch nicht im Bett, denn sie erschien sehr bald mit einer Platte, auf der eine Flasche Mineralwasser und ein Glas standen, stellte sie auf den Tisch neben den scheinbar in ein Buch vertieften Windmüller und wollte sich mit einem Knicks wieder entfernen, als er plötzlich aufsah.

„Danke sehr," sagte er freundlich. „Sie sind die Assunta, nicht wahr? Dieselbe, die die Frau Principessa bei ihrer letzten Anwesenheit hier bedient hat? Sehr gut. Dann sagen Sie mir einmal, wann und um welche Zeit Sie sie zum letzten Male gesehen haben."

Assunta legte den rechten Zeigefinger an die Nase und schien zu überlegen. Dann schüttelte sie den Kopf. „Das kann ich nicht so genau sagen," erklärte sie. „Es kann so zwischen zehn und elf Uhr morgens gewesen sein, als ich der Lucia half, die Zimmer für die fremde Herrschaft zurechtmachen. Ja, sie sind am Nachmittag bald nach der Collazione gekommen, und wir hatten bis zum Mittagläuten alles fertig gemacht."

Windmüller sah das Mädchen erstaunt an. „Aber die fremden Herrschaften sind doch gestern erst eingezogen!" sagte er langsam.

„Jawohl, Signor — gestern," bestätigte Assunta unbeirrt.

„Und gestern haben Sie die Frau Principessa hier zum letzten Male gesehen?" fragte Windmüller. „Haben Sie auch mit ihr gesprochen?"

„O nein!" machte Assunta achselzuckend. „Sie hat nichts gesagt, und es ist doch nicht meine Sache, eine so große Dame anzureden!"

„Nein — natürlich nicht!" gab Windmüller zu. „Aber ich meine verstanden zu haben, daß die Frau Principessa schon am anderen Morgen wieder abgereist ist — nicht?"

„Ja, so ist's uns gesagt worden. Wie kann sie aber abgereist sein, wenn ich sie doch gesehen habe? Vielleicht ist sie bloß noch einmal rasch wiedergekommen! Mir kann's gleich sein, solange ich den Dienst nicht bei ihr habe."

Windmüller überging diese Bemerkung, die freilich in einem unzweifelhaftem Ton der Kränkung gemacht und mit einem Blick begleitet wurde, der eine Aufforderung enthielt, sie darüber weiter zu befragen. „Bitte, erzählen Sie mir, wie und wo Sie die Frau Principessa gesehen haben. Ich werde mich gern erkenntlich dafür zeigen," sagte er einladend.

„Es war unten im Rosazimmer," begann Assunta bereitwillig. „Ich hatte das Bett zu überziehen, während die Lucia drüben das andere Schlafzimmer mit den beiden Betten herrichtete. Nun, die Kissen waren überzogen, und ich legte das Laken auf, und weil doch das Bett so breit ist, mußte ich nach der anderen Seite herum, wo die Tür zum Badekabinett ist, um es dort unter die Matratze zu stecken — man reicht mit den Armen so nicht hinüber, und die Lucia ist schrecklich, wenn man nicht alles ganz genau macht. Das ist sie, Signor, Sie glauben nicht, wie sie einem auf die Finger sieht! Erst heute hat sie —"

„Weiter, weiter!" unterbrach Windmüller den drohenden Seitensprung.

„Also, ich gehe um das Bett herum, bücke mich, um das Laken unterzustecken, und auf einmal riecht es so stark und merkwürdig, genau wie das Parfüm, das die Frau Principessa gebraucht. Ich denke mir, sie hat welches auf dem Bett verschüttet, hebe den Kopf, sehe auf, und da stand sie leibhaftig in der Tür auf der Schwelle. Sie hatte ihren grauseidenen Reisemantel an, aber keinen Hut auf dem Kopf und sah

schrecklich blaß aus, und die Haare waren ganz in Unordnung. Sie sah mich nicht an, sondern geradeaus, und wie ich so stehe und darauf warte, ob sie etwas sagen wird, höre ich die Lucia durch den Saal herüberkommen. Weg war sie auf einmal, die Frau Principessa! Ich denke also, sie ist in den Salotto zurückgetreten und horche, ob sie mit der Lucia reden wird, aber die kam ohne anzuhalten, ohne daß ich sie auch nur flüstern gehört hätte, bis ins Rosazimmer und fragte mich, ob ich denn noch nicht fertig wäre, gerade als ob man hexen könnte!"

„Weiter!"

„Weiter ist nichts, Signor. Ich fragte die Lucia aber, ob nicht jemand im Nebenzimmer gewesen wäre, als sie durchkam — es wäre mir so gewesen, als ob ich jemand gehört hätte. Sie hatte aber niemand gesehen, und ging sogar noch einmal zurück, um nachzuschauen. Es war aber niemand da."

„Haben Sie der Lucia denn nicht gesagt, daß Sie die Frau Principessa gesehen hätten?" fragte Windmüller nach einer kleinen Pause.

„Ah — wo werde ich!" erwiderte Assunta. „Ich hatte gar keine Lust, wieder zum Dienst bei ihr befohlen zu werden! Nichts macht man ihr recht, und dann hat sie mich auch noch ein Trampeltier genannt — danke schön!"

„Nun, mit den anderen Dienstboten werden Sie aber doch wohl davon gesprochen haben?"

„Keine Silbe," versicherte Assunta, wodurch sie Sebastianos Meinung über sie unrecht gab. „Ich hätte es ja tun können, es ist wahr, und ich weiß auch nicht, warum ich nichts sagte. Ich denke, es muß die Furcht gewesen sein, wieder den Dienst bei der Frau Principessa zu bekommen. Jetzt, wo Sie davon reden, Signor, fällt's mir ein, daß ich eigentlich den ganzen

Tag darauf wartete, die anderen würden es erzählen, daß die Frau Principessa wieder angekommen sei. Keiner hat aber ein Wort davon gesagt, daß sie mit der Herrschaft gegessen hätte. Es wurde auch nicht mehr davon gesprochen, wie sie aus dem Haus gekommen sein könnte, denn der Sebastiano wollte nicht, daß darüber getratscht würde. Und dann waren ja auch die Fremden gekommen, über die wir genug zu reden hatten. Da dachte ich mir: behalte es für dich, aber wenn dich einer frägt, dann sag's nur ruhig. Ecco!"

Nachdem Assunta mit ihrer verheißenen Belohnung strahlend abgezogen war, blieb Windmüller nachdenklich auf seinem Platze sitzen, um den nächsten Schritt zu überlegen. Die Principessa also war wirklich im Hause, und Lucia wußte vermutlich darum — vorausgesetzt, daß die Aussage der Assunta der Wahrheit entsprach. Die Erzählung war ja eine ganz natürliche gewesen, aber sie hatte auch ihre Reserven in sich getragen, und zwar lag für Windmüller der Haken darin, daß das Mädchen die Sache für sich behalten und nicht mit den anderen Dienstboten besprochen hatte, was nach dem Aufsehen, welches das noch unaufgeklärte Verschwinden der Principessa aus dem Hause gemacht, einfach unverständlich war. Windmüller hatte Assunta, während sie redete, scharf beobachtet, und ein gewisser unsteter Ausdruck in ihren Augen war ihm nicht entgangen. Die Erklärung, warum sie, sogar unmittelbar nachdem sie die Principessa gesehen haben wollte, sogar der Lucia gegenüber geschwiegen, war ungenügend, nachdem Sebastiano der Assunta das Zeugnis ausgestellt, daß sie nicht schweigen könnte.

Ein Klopfen an seiner Tür unterbrach diese Betrachtung, und auf Windmüllers Aufforderung steckte Don Gian seinen Kopf herein.

„Ich sah noch Licht bei Ihnen, Doktor — darf ich?“ fragte er und betrat das Zimmer, gefolgt von einer kleinen, älteren Frau mit krausem, weißem Scheitel, deren freundliches, runzeliges Gesicht einen angenehmen und zuverlässigen Charakter verriet. „Spät wie die Stunde ist,“ fuhr Don Gian fort, indem er den Arm um die Schulter der Alten legte, „so möchte ich Ihnen doch heute noch unseren guten Hausgeist, unsere treffliche Lucia, vorstellen. Ich habe mit ihr eben den Fall meiner Schwägerin besprochen, sie um ihre Meinung befragt, und sie soll Ihnen nun selbst sagen, was sie davon hält.“

Windmüller unterdrückte heroisch ein tiefes Stöhnen bei der Erinnerung an die vielen „Fälle“, die ungebetene und voreilige Dilettantenhilfe ihm schon verpfuscht hatte, und resigniert versicherte er, daß es ihm Freude machen würde, die Meinung der Signora zu hören.

Lucia nahm mit einem dankbaren Lächeln, das ihr sehr gut stand, auf dem ihr von Don Gian mit fast zärtlicher Aufmerksamkeit hingeschobenem Stuhle Platz und faltete ihre Hände auf dem Schoß. „Signor,“ begann sie ohne Umschweife und ohne Verlegenheit, „ich habe den Herrn Marchese und seinen verstorbenen Bruder auf dem Arme getragen und darum müssen Sie sich nicht wundern, wenn er einiges Gewicht auf die Meinung einer alten Frau legt, die seinem Hause so lange treu gedient hat. Nun, um Ihre Zeit nicht durch viele Worte zu verschwenden: ich glaube nicht, daß die Frau Principessa noch hier im Hause ist. Wie sie es verlassen hat, ist freilich mehr, als ich sagen kann. Sie wird schon gewußt haben, wie es zu machen war, und sie hat auch gewußt, daß hinter dem Rücken der Herrschaft mit uns alten Dienern nichts anzufangen gewesen wäre. Auf die jungen aber habe ich ein

scharfes Auge, wie's notwendig ist, Signor, und wie es meine Pflicht ist — da hätte ich längst etwas Verdächtiges bemerkt, denn ich habe sie gleich alle scharf ins Gebet genommen, und ich darf schon sagen: stand hätte mir keiner gehalten, wenn er eine Heimlichkeit auf dem Gewissen hatte!"

Windmüller machte eine zustimmende Bewegung. „Die Frau Principessa ist gestern vormittag hier im Palazzo gesehen worden," sagte er ruhig, indem er die Beschließerin voll ansah.

Das Erstaunen, das sich bei dieser Mitteilung auf dem Gesicht der Alten malte, war ein zu natürliches, als daß es ein geheucheltes hätte sein können, auch war es ein ganz reines, von jedem Schrecken oder Verlegenheit ungemischtes.

„Ist es möglich?" rief sie mit erhobenen Händen. „Darf ich fragen, wer sie gesehen hat?"

Windmüller gab in knappen Worten wieder, was er von Assunta gehört. Während Don Gian aber dabei Zeichen von Erregung kundgab, schüttelte Lucia mit dem Kopfe.

„Ja, wenn ein anderer sie gesehen hätte! Aber die Assunta — bah!" sagte sie. „Signor, die Assunta ist eine von denen, die immer etwas sehen! Vor ein paar Wochen schickte ich sie in den Saal drunten, um ein Staubtuch zu holen, das sie dort liegen gelassen, und sie kam ohne dieses zurück, denn im Saal habe ein Kardinal in roter Schleppe und im weißen Spitzenrochet gestanden und habe sie angeschaut! Nun weiß ja jedes Kind, daß die Leute sagen, der Kardinal Luigi Terraferma gehe hier im Palazzo um. Ich habe ihn noch nicht gesehen — Gott sei Dank! Aber die Assunta hat das Gerede gehört, hat sein Bild, das drüben im Nordflügel hängt, gesehen und hat sich natürlich ein-

gebildet, daß er ihr in eigener Person erschienen ist. Und ein paar Tage später stürzte die Assunta, als ich mich gerade schlafen legen wollte, in mein Zimmer. Ihr Großvater stände vor ihrer Kammertür, und der sei doch schon vor zwei Jahren gestorben! Sie ist eben eine von denen, die sich einbilden, Geister zu sehen, und wenn ja auch die Frau Principessa keiner ist, so wird sie eben im Rosazimmer an sie gedacht haben und hat dann gemeint, sie zu sehen. — Darum also fragte sie mich, ob nicht jemand im Nebenzimmer gewesen sei, als ich durchkam! Und ich habe richtig noch einmal hineingeschaut, trotzdem ich nun schon wissen konnte, daß die Assunta immer etwas sieht, was andere Leute nicht sehen können, weil eben nichts zu sehen ist!"

Windmüller hatte die alte Lucia bei sich längst von einer Mitwissenschaft freigesprochen und fand ihre Erklärung, Assunta betreffend, annehmbar. „Das Mädchen war aber über die Kleidung der Frau Principessa, als sie sie, sagen wir denn, zu sehen vermeinte, ganz sicher," wandte er indes noch ein. „Sie hat die Frau Principessa zuletzt in ihrer flittergestickten schwarzen Abendtoilette gesehen und gab an, daß sie gestern in ihrem grauseidenen Staubmantel, jedoch ohne Hut, gekleidet war."

Jetzt lächelte die Lucia nicht nur, sondern sie lachte. „Signor, die Assunta hat ihren Großvater zuletzt im Totenhemd gesehen; als sie ihn dann vor ihrer Kammertür gesehen haben wollte, trug er nach ihrer Beschreibung schwarzweißkarierte Hosen und einen braunen Rock mit Messingknöpfen. Sie hat ihn mir ganz deutlich beschrieben und hat auch gesehen, daß der Großvater frisch rasiert war."

„Madonna mia," murmelte Don Gian enttäuscht.

Windmüller war es auch, denn er fand das Argu-

ment Lucias überzeugend und in Übereinstimmung mit dem sonderbaren Ausdruck in Assuntas sonst ganz hübschen braunen Augen. Und als er bald darauf wieder allein war, mußte er sich eingestehen, leeres Stroh gedroschen zu haben, und wenn das nun zwar auch eine unvermeidliche Sache im „Geschäft" war, so wurde das Bewußtsein darum doch nicht süßer, weil kein arbeitender Mensch gern seine Zeit vergeudet sieht. War sie das aber wirklich? Windmüllers praktischer Sinn sagte ja, aber Windmüller war ein Mensch mit einem sechsten Sinn — die Leute, die er „zur Strecke" gebracht, gaben ihm noch mehr Sinne, über die wir jedoch hier zur Tagesordnung übergehen können.

Windmüllers sechster Sinn war zwar keiner, mit dem er „arbeitete", er half ihm nur, die Menschen zu verstehen, die ihn auch besaßen, und darum konnte und wollte er die Assunta nicht so ganz ohne weiteres als Kuriosität unter diejenigen schieben, die in den Augen der „vernünftigen Leute" zu den Verrückten gehören, bloß weil sie mehr sehen können als jene. Er glaubte im tiefsten Schreine seines Herzens ganz fest daran, daß es trotz der „Vernünftigen" solche Menschen gibt, hypersensitive Naturen. Er fand Hudsons Lehre von diesen Naturen ganz glaubwürdig und überzeugend, und was Robert Hugh Benson darüber geschrieben, hielt er, Windmüller, keineswegs für überspannt. Warum sollte ein venezianisches Stubenmädchen nicht auch diesen sechsten Sinn besitzen?

Freilich, in bezug auf die Principessa konnte Lucias Erklärung durchaus richtig sein: woran oder an wen man gerade recht lebhaft denkt, in diesem Falle unterstützt durch einen ganz spezifischen Geruch, einen prägnanten Duft, von dem ist es sehr gut möglich, daß man ihn auch in Person zu sehen vermeint.

Es wäre eine krasse Unvernunft gewesen, das nicht zu bedenken.

Aber man durfte auch die andere Möglichkeit nicht übersehen. Nach Hudsons Lehre prägt sich eine Persönlichkeit dem Raume, in dem sie eine physische oder geistige Angst durchzukämpfen hatte, in einem solchen Grade ein, daß sensitiv veranlagte Naturen sie darin zu sehen vermögen, und zwar in der umgekehrten Folge, in der man gewöhnlich zu sehen pflegt, das heißt also erst mit dem Hirn und dann mit den Augen.

Bei dem hohen Einsatz und der Natur des Spieles, das sie gespielt, war es ganz begreiflich, daß die Principessa in dem Rosazimmer zum mindesten die geistigen Angstzustände des Gewinnens oder Verlierens durchzukämpfen gehabt hatte. Niemand war da, um zu sagen, ob und was sie auch physisch leiden mußte. Die Vorbedingung für Hudsons Theorie war also vorhanden, und das Subjekt, wie es schien, in der Person Assuntas gleichfalls.

Windmüller beschloß, ehe er zur Ruhe ging, morgen früh noch eine Unterhaltung mit der Assunta anzuknüpfen, und wenn es auch nur im Interesse einer Wissenschaft war, über die die Wissenschaften die Achseln zucken, weil sie ein Rätsel ist, dem man mit „natürlichen Erklärungen“ nicht zu Leibe rücken kann.

Im übrigen wurde Windmüllers Überzeugung, daß Donna Xenia den Palazzo Terraferma überhaupt nicht verlassen hatte, keineswegs dadurch erschüttert, daß er die alten Diener und die Assunta von einer Mitwissenschaft gänzlich freizusprechen geneigt war. Mit dem, was er über den Charakter der Verschwundenen wußte und bei den großen Gefahren des Spieles, das sie spielte, war es nur logisch, wenn sie sich keine Mitwisser gemacht, sondern sich auf eigene Hilfsmittel verlassen hatte.

Daß sie ihr Kofferchen zurückgelassen, konnte eine absichtliche Irreleitung, aber auch unbeabsichtigt gewesen sein, falls die Annahme zutraf, daß in letzter Stunde, vielleicht in letzter Minute etwas sehr Drohendes sie von ihrer Abfahrt mit der bestellten Gondel zurückgehalten und sie gezwungen hatte, sich zu verbergen.

Windmüllers „Ruhe" bestand zunächst nun darin, daß er es sich bequem machte. Insbesondere legte er mit liebevoller Sorgfalt ein Paar leichte Hausschuhe mit Gummisohlen an, die es ihm ermöglichten, als alle Lichter im Hause erloschen waren, lautlos die Treppe hinabzusteigen und sich zu überzeugen, daß alle Ausgänge nach den Wasser- und Landseiten ordnungsmäßig verschlossen und verriegelt waren und die Schlüssel sich in Agostinos treuer Hut befanden.

Und dann hielt er auf der Loggia, von der er den ganzen Hof übersehen konnte, eine lange, lange und — fruchtlose Wache, die er erst aufgab, als Agostino, der mit den Hühnern aufstand, den Hof so laut gähnend betrat, daß Fafner, der Lindwurm, in der Neidhöhle darob vor Neid geborsten wäre.

„Und sie steckt doch noch hier!" murmelte Windmüller, als er danach steif und fröstelnd sein Bett aufsuchte.

Galilei hat sein berühmtes Wort: „Und sie bewegt sich doch!" sicher nicht überzeugter ausgesprochen, als Windmüller sein: „Und sie steckt doch hier!" worauf er gewohnheitsmäßig sofort einschlief, um nach ein paar Stunden wieder ganz frisch und ausgeruht am Frühstückstisch zu erscheinen.

Die Post war noch nicht eingetroffen, aber sie kam, während er noch mit Don Gian beim Kaffee saß, und ein paar Telegramme folgten ihr auf dem Fuße.

„Das alte Lied," sagte er, sie Don Gian hinüber-

schiebend. „Donna Xenia ist nirgend aufgetaucht, man hat auch in Rom nichts von ihr gesehen oder gehört. Das spricht sehr für meine Theorie über ihren Verbleib. Hier dieser Brief meines Agenten — er hat Glück, der junge Mann, daß man ihn mit seiner Trödelei beim Kronleuchterreinigen bis gestern noch nicht an die Luft gesetzt hat — dieser Brief berichtet, daß ‚man' dort fieberhaft tätig ist, die Verschwundene zu suchen."

„Vielleicht sind sie glücklicher damit wie wir," bemerkte Don Gian. „Sie müßten ja doch ihre Bewegungen besser kennen als wir, die wir erst seit kurzem Gewißheit darüber erlangt haben."

„Glücklicher? Hm. — Wir wissen mehr als ‚sie'," warf Windmüller hin. „Wesentlich mehr. Wenn das auch noch zu keinem Resultat geführt hat, so dürfen Sie nicht übersehen, daß verloren gegangene Menschen viel schwerer zu finden sind als gestohlene Brillanten. Es ist eine charakteristische Eigentümlichkeit des Menschen, daß er durch ein Brett nur sehen kann, wenn es ein Loch hat. Die Leute behaupten zwar, daß ich's auch ohne Loch zuwege bringe, doch ist das eine kolossale Übertreibung. Das Brett hätten wir — es bleibt mir nur übrig, das ungemein gut zugepichte Loch zu finden, und ehe ich das nicht habe, müssen Sie mir schon noch weitere Gastfreundschaft gewähren, Herr Marchese!"

Don Gian reichte Windmüller die Hand zu wirklich herzlichem Drucke. „Mein Haus ist das Ihre — auch wenn das Loch gefunden ist," sagte er warm. „Ohne Sie säße ich jetzt nicht bei meinem Kaffee im Vollbesitz meiner Ehre. Das wird Ihnen bei mir und den Meinen unvergessen bleiben."

„Das ist ein langes und großes Wort," erwiderte Windmüller mit einem melancholischen Lächeln. „Es steht nur im Wörterbuch von wenigen. Ich glaube

aber, daß Sie zu diesen gehören, und der Gedanke ist mir ein sehr lieber und werter. Und nun wünsche ich Ihnen einen guten Morgen. Es ist eben neun Uhr, und die Dringlichkeit der Sache muß bei meinem Werk die frühe Stunde entschuldigen."

Der Rede letzter Teil bezog sich — was Don Gian aber nicht wußte — darauf, daß Windmüller nach dem ersten Stock hinabstieg und in Ermanglung einer Person, die ihn melden konnte, einfach in den großen Saal trat und an der geschlossenen Tür zur Stanza del Brustolone anklopfte.

Eine Antwort erfolgte nicht, aber Fiore Meldeck öffnete selbst die Tür.

„Sie, Herr Doktor?" rief sie überrascht. „Seien Sie mir herzlichst willkommen!"

„Das ist in Anbetracht der frühen Stunde doppelt liebenswürdig von Ihnen, Komtesse. Sie wollen wohl eben ausgehen?"

„Das hat Zeit," erklärte sie energisch. „Herr und Frau v. Krähenhausen sind eben auf den Bahnhof gefahren, um ihren Wiwigenz abzuholen, der sich heute früh telegraphisch angemeldet hat. Ich habe zwar eine gründliche Vermahnung erhalten, mich würdig auf den Empfang dieses Übermenschen vorzubereiten, aber ich habe nicht vor, mit einem Blumenstrauße in der Hand aufgebaut zu stehen und bei seinem Erscheinen einen Kotau zu machen. Kumm! Wenn ich mir der zu erwartenden Ehre voll bewußt wäre, so — ꝛc. ꝛc. Sie glauben gar nicht, welch wilden Haß ich gegen diesen Wiwigenz im Herzen hege!"

„Na, vielleicht ist er gar nicht so schlimm," meinte Windmüller lachend. „Wissen Sie, daß ich den alten Herrn für einen ganz netten Menschen halte? Er hat Humor, und das spricht Bände für ihn."

„Oh, Vater Kumm ist lieb. Wenn seine bessere Hälfte nicht seine nettesten Regungen allemal in ihm zusammentrampelte, wäre er sogar ganz famos," versicherte Fiore großmütig. „Aber er ist ein Schwachmatikus und — mürbe geworden. Da liegt der Hase im Pfeffer. Es hat indes alles sein Gutes: ich lerne von Frau v. Krähenhausen, wie man seinen Mann — nicht behandeln soll."

„Glücklicher Mensch, Ihr künftiger Gatte!" rief Windmüller mit Überzeugung. „Ich will Sie aber nicht lange aufhalten, Komtesse, und darum gleich mit meinem Anliegen kommen. Ich möchte gern das Rosazimmer noch einmal sehen."

„So lange und so oft Sie wollen, Herr Doktor," versicherte Fiore bereitwilligst. „Darf ich dabei sein? Es interessiert mich wirklich brennend — Ihnen zuzusehen nämlich. Das Rosazimmer an sich natürlich auch. Es ist ein wunderbarer Raum, obgleich ich gestehen muß, daß — daß er als Schlafzimmer einigermaßen den Reiz für mich verloren hat."

„Warum? Ist der Gardenienduft immer noch so stark bemerklich?" fragte Windmüller aufmerksam.

„Immer noch," bestätigte Fiore. „Der Gardenienduft wäre fast noch zu ertragen, aber der andere Geruch, der sich damit mischt — er ist einfach gräßlich. Wirklich gräßlich! — Warten Sie einmal hier einen Augenblick — ich will im Rosazimmer die Fenster schließen, und dann sollen Sie selbst sagen, was Sie davon denken!"

Windmüller sah der schlanken Gestalt wohlgefällig nach, wie sie durch die offene Flügeltür in das Rosazimmer eilte, dort beide Fenster schloß und dann stehen blieb und den Kopf witternd hob.

„Noch sind's nur die Gardenien, die ich rieche — kommen Sie!" rief sie ihm zu, und als er langsam

hereintrat, da sah er, daß sie sich schüttelte. „Da haben wir ihn wieder, diesen — diesen Gestank, der gewissermaßen unter dem aufdringlichen Duft einherschwebt. Es wird einem ganz übel dabei — puh!“

Windmüller, dessen Geruchsorgan so hyperempfindlich war, daß er zum Beispiel genau sagen konnte, welche Tabaksorten in einem Raume geraucht worden waren, roch nichts — einfach nichts als die frische, anregende Morgenbrise der See, die, von Osten kommend, Venedig an diesem Morgen durchzog. Er sah Fiore prüfend an: sie war ganz blaß, und nun bemerkte er auch, daß sie blaue Ringe unter den Augen hatte und diese müde aussahen und dabei auch beunruhigt.

Er trat ans nächste Fenster, machte es wieder auf und sah, wie sie die hereinströmende frische Luft erleichtert einsog.

„Schrecklich — nicht wahr?“ sagte sie matt.

„Komteßchen, Sie sollten das Zimmer wechseln,“ entgegnete er besorgt. „Sie sehen heute ganz elend aus.“

„Ach — das ist ja nicht des Geruchs wegen,“ meinte sie. „Wenn die Fenster offen sind, ist's ganz erträglich. Ich — ich habe heute nacht einen Schrecken gehabt und danach nicht schlafen können — das ist's. Ich denke nicht daran, das Zimmer zu wechseln — das gäbe einen schönen Trara und eine nette Predigt von Frau v. Krähenhausen, nachdem wir dieses Zimmers wegen, in das ich mich verliebt hatte, in den Palazzo gezogen sind. Sie ist furchtbar, die liebe Tante ‚Wenn‘, sobald die Schleusen ihres Sprechanismus gezogen sind.“

„Ich kann's mir denken,“ meinte Windmüller trocken. „Was hat Sie denn heute nacht so erschreckt?“

„Ach — ich habe mir eingebildet, etwas zu sehen — es kann aber doch nur eine Einbildung gewesen sein, denn die Türen waren alle geschlossen.“

„Was war's?" redete Windmüller zu, als Fiore stockte.

„Wenn Sie mir auf der Seele knien, dann würde ich sagen: ich war so munter und wach, wie ich jetzt bin," rief sie mit etwas ungerechtfertigter Energie, denn Windmüller hatte das ja noch gar nicht bestritten. „Ich hatte überhaupt noch nicht geschlafen, sondern lag mit offenen Augen und sah dem Mondstrahl zu, der durch das offene Fenster schräg nach meinem Bett zu ins Zimmer fiel, und dachte an gar nichts Ungewöhnliches, sondern ließ den Abend droben bei der Marchesa noch einmal vor meinen geistigen Augen vorüberziehen — es war doch ein sehr netter Abend — nicht wahr? Nun also! Dann richtete ich mich etwas auf, um mich nach der anderen Seite umzudrehen, und — da sah ich sie in der Tür zur Stanza del Brustolone stehen: eine Dame war's, etwa von Mittelgröße, in einem ganz modernen grauseidenen Reisemantel, aber ohne Hut, mit dunklen, etwas wirren Haaren und blassem, aber jungem, hübschem Gesicht. Ich rief sie an. Sie gab aber keine Antwort, schien mich gar nicht zu sehen, und ich sprang nun aus dem Bett und ging auf sie zu. Da war sie plötzlich verschwunden. Ich dachte, sie sei ins Nebenzimmer zurückgewichen, und ich lief ihr nach, denn ich war empört über dieses lautlose Eindringen. Aber drinnen waren die Läden geschlossen, es war fast ganz finster, und ich drehte das elektrische Licht auf. Das Zimmer war leer, die Türen innen geschlossen! In mein Schlafzimmer zurückgekehrt, hab' ich noch nachgeschaut, ob irgendwelcher Schatten mich getäuscht haben könnte; es war aber absolut keiner vorhanden, und ich muß schon sagen, daß es mir etwas unheimlich wurde — mein Herz fing an wie ein Schmiedhammer zu schlagen, und eingeschlafen bin ich erst, als

schon der Morgen zu dämmern anfing. — So, jetzt können Sie mich meinetwegen auslachen, Herr Doktor!"

„Ich lache Sie ganz und gar nicht aus," versicherte Windmüller, der mit dem größten Interesse zugehört hatte. „Komteßchen — verzeihen Sie die alte Anrede — ich möchte Sie zu meiner Vertrauten machen. Ich kann mich auf Ihre Diskretion doch verlassen — nicht wahr?"

„Ich denk' es schon — bin ich doch meines Vaters Tochter," erwiderte Fiore.

„Darum meine ich's eben," sagte Windmüller zustimmend. „Also ganz im Vertrauen: ich bin hier, um eine Dame — ihr Name tut nichts zur Sache —, um eine Dame zu suchen, die in diesem Zimmer vor wenigen Tagen gewohnt hat, offiziell abgereist und seitdem verschwunden ist. Ich habe nun die Überzeugung, daß ihre Abreise fingiert war und sie sich hier im Hause aus nur ihr bekannten Gründen verborgen hält. Ihre Beschreibung der — Gestalt, die Sie heute nacht hier gesehen haben, paßt auf die Gesuchte, und ich habe die Idee, die Sie ja schon gestern erraten haben, daß in diesem Rosazimmer sich ein geheimer, der Familie unbekannter Ausgang befindet —"

„Und den Sie suchen wollen. — Nein, wie romantisch!" fiel Fiore mit leuchtenden Augen ein, aus denen der Ausdruck der Beunruhigung vollständig verschwunden war. „Hat — doch nein, ich will nichts fragen, sondern mich mit dem begnügen, was Sie mir zu sagen für gut halten. Nun, wenn es einen verborgenen Ausgang hier gibt, dann muß er der Tür zur Stanza del Brustolone verzweifelt nahe sein, denn weit zu gehen hatte diese geheimnisvolle Dame nicht Zeit — sie war kaum verschwunden, da war ich ja schon aus dem Bett heraus und in der Tür, wo sie gestanden!"

Windmüller nickte. Diese Beobachtung stimmte ganz

mit der überein, die Assunta gemacht, als sie fast gleichzeitig mit den Schritten Lucias das Verschwinden der Principessa bemerkt, und da Lucia die letztere beim Betreten der Stanza del Brustolone nicht mehr gesehen, so konnte der notwendig vorhandene Ausgang nur dicht neben der Tür oder in dem auffällig tiefen Rahmen derselben liegen. Diese Erwägung vereinfachte natürlich die Sache insofern, als nur ein bestimmter Umkreis in oder zwischen den beiden Räumen in Frage kam, aber diese „Vereinfachung“ blieb trotzdem eine harte Nuß, denn methodisch, wie Windmüller damit vorging, ausgerüstet mit der Kenntnis der Schleichwege solch alter Häuser, wie er war — er konnte keine Fuge finden, keine Kombination entdecken, mit der dem Geheimnis beizukommen möglich gewesen wäre.

Das erschütterte aber seinen felsenfesten Glauben an die Existenz eines verborgenen Ausganges keineswegs. Wozu sonst die plötzliche Vorliebe der Principessa für das Rosazimmer, das sie bisher verschmäht hatte? Mehr noch: das Zimmer oder aber die Stanza del Brustolone mußte eine Verbindung mit dem oberen Stock enthalten, die sie zum Raube des Dokumentes benützt hatte.

Zu beiden Seiten der Flügeltüren, die nach dem Zimmer mit den Ebenholzmöbeln führten, standen große, hohe Lehnsessel, die sich vermöge ihrer ungeheuren Schwere kaum zur Seite schieben ließen, geschweige denn von einer so zarten Persönlichkeit wie der Principessa so weit abgerückt werden konnten — mit einer solchen Schnelligkeit wenigstens nicht, wie es ihr „Verschwinden“ bedingte, um ihr genügenden Räum zu geben, dahinter zu schlüpfen. Fiore war ganz sicher, daß diese Sessel nicht von ihrem Platze gekommen waren, solange sie diese Räume bewohnte; zudem war die

Tapete hier ganz ohne jede bemerkbare Fuge, die Wand dahinter so solid, daß sie der Annahme einer verborgenen Tür einfach spottete, und neben den Sesseln standen eine Ecketagere und ein Schrank von solcher Schwere und Solidität, daß schon die Kräfte mehrerer Männer dazu gehörten, um sie auch nur um Zentimeter von den Wänden fortzubewegen. Es blieb also die Türfüllung, die, durch vergoldete Leisten in je zwei bemalte Paneele rechts und links abgeteilt, ihr Geheimnis, wenn sie eines verbargen, so trefflich hütete, daß Windmüller sich nach genauester Untersuchung für geschlagen erklärte — wenigstens zunächst, denn daß hier des Rätsels Lösung zu suchen und infolgedessen auch zu finden war, davon war er fester denn je überzeugt.

Nach kurzem Nachdenken, in dem Fiore ihn durch keine Silbe störte, kam er zu dem Entschluß, der Sache von unten beizukommen, mindestens aber vielleicht durch die Architektur des Erd- oder Wassergeschosses einen Fingerzeig zu erspähen. Er verabschiedete sich von Fiore, die ihn durch den Saal begleitete und ihm unterwegs versprach, die Forschung auf eigene Faust fortzusetzen.

„Nicht, daß ich mir anmaße zu finden, was Ihnen entgangen ist,“ meinte sie bescheiden, „indes kann man ja immer nicht wissen. Die Maus soll dem Löwen auch schon einmal geholfen haben.“

„Komteßchen, ich weiß, was ich kann, aber ich bin durchaus nicht so anmaßend, mich für allvermögend zu halten,“ erwiderte Windmüller lächelnd. „Die Hilfe der Maus wird dankbar angenommen. Vor allem aber: Diskretion! Namentlich Ihrem Vormund und seiner Frau gegenüber, die dieser Sache verständnislos gegenüber stehen dürften.“

„Die wären auch die Letzten, mit denen ich darüber reden würde,“ rief Fiore.

Sie waren inzwischen nach der Vorhalle gekommen, und diese öffnend, befand sich Windmüller einem Herrn gegenüber, der offenbar eben im Begriffe war, anzuklopfen. Es war ein noch junger Mann, in so tadellos elegantem Zivil, daß man ausnahmsweise sicher nicht den deutschen Offizier auf Urlaub in ihm vermutet haben würde, wenn er beim Anblick der ihm Entgegenkommenden nicht die Hacken ganz militärisch zusammengeschlagen hätte. Er war auch ein ganz hübscher Mensch mit rassigen Zügen, und er wäre sicher noch hübscher gewesen ohne den verschnittenen modernen Schnurrbart, der wie eine Zahnbürste unter der Nase hängt und allen Gesichtern, die ihn als „Zierde" tragen, den gleichen halb törichten, halb „wurstigen" Ausdruck zu verleihen pflegt.

„Vetter Fritz!" rief Fiore überrascht, aber ohne Begeisterung.

„In Person, Bäslein!" bestätigte der Fremde, und mit nochmaligem Zusammenklappen der Hacken stellte er sich Windmüller vor: „Rittmeister Graf Meldeck!"

„Doktor Windmüller!" erwiderte dieser die erwiesene Höflichkeit, sagte dann: „Also auf Wiedersehen, Komteßchen!" grüßte kurz und ging rasch seiner Wege.

„Donnerwetter —! Kolossal feudales Lokal!" Das waren Graf Meldecks erste Worte, als er den Saal betreten hatte, indem er sich überrascht darin umsah.

„Kolossal!" bestätigte Fiore. „Und was verschafft mir die hohe Ehre deines Besuches, Vetter Fritz?"

„Hohe Ehre — na, hör mal, begrüßt man so seinen nächsten Verwandten?" rief Graf Meldeck lachend.

„Nachdem der nächste Verwandte sich fünf Jahre lang nicht um einen gekümmert, einem nicht mal eine Postkarte zu Neujahr geschrieben hat, muß man wohl von ‚hoher Ehre' reden," gab Fiore prompt zurück.

„Man sachte mit die jungen Pferde, Bäschen!" war die ebenso prompte Antwort. „Wohin hätte ich denn mit deiner gütigen Erlaubnis schreiben sollen? Du bist's, die es nicht für nötig gehalten hat, uns mitzuteilen, wohin du mit der alten Vogelscheuche, die du deinen nächsten Verwandten vorgezogen hast, verduftet warst!"

„Hast du mich gefragt, wohin ich ‚verduften' wollte?" entgegnete Fiore hitzig. „Na denn nicht, liebe Seele, hast du einfach nur gesagt, als du damals Papas Begräbnis mit deiner Gegenwart verherrlicht hattest und mir, der armen, mittellosen Verwandten, großmütig eine Stelle als — Kindermädchen bei deiner Schwester anbotest, die es nicht für notwendig gehalten hatte, dich zu begleiten. Ja, wenn noch von einem ‚Heim' bei deiner Schwester die Rede gewesen wäre! ‚Du kannst dich bei den Kindern dort nützlich machen' — das war alles. Kannst du mir's etwa noch übelnehmen, daß ich das mir so gütig angebotene Heim bei meiner Pate vorzug, die schon vorher gekommen war, um mir in den letzten Tagen meines Vaters beizustehen? Ich möchte den sehen, der nach einem Knochen schnappt, wenn ihm ein Herz geboten wird!"

„Da hast du nun wieder recht!" gestand Graf Meldeck unumwunden ein. „Ich hab' halt damals ausgerichtet, was mir aufgetragen wurde — na, am Ende war's vielleicht ganz gut, daß ich's so tappig gemacht. Du warst glücklich bei deiner Pate, und sie hat dir, wie ich höre, auch ein bißchen Moos vermacht — nicht?"

„Die alte Vogelscheuche, wie du die Pate zu nennen beliebtest, hat mich nicht ganz mittellos hinterlassen," erwiderte Fiore etwas besänftigt, aber immer noch mit — natürlich bildlich gesprochen — gesträubten Federn. „Ich war sehr glücklich bei ihr — wenn dir's eine Beruhigung ist, das zu hören."

„Freut mich von Herzen," versicherte Graf Meldeck aufrichtig. „So, und nun du deinem Herzen Luft gemacht, laß uns das Kriegsbeil vergraben, an dem ich eigentlich ganz unschuldig bin. Darf ich mich setzen?"

Jetzt mußte Fiore lachen. „Ja, setz dich nur," sagte sie heiter. „Und entschuldige, daß ich dich so ungastlich behandelt habe, Vetter Fritz!"

„Schon recht — nur aus seinem Herzen keine Mördergrube machen, das ist mein Grundsatz! Übrigens mein Kompliment: wenn schon die Puppe viel versprach — der Schmetterling hat mehr gehalten!" meinte Graf Meldeck mit ungeheucheltem und unverhohlenem Wohlgefallen seine Verwandte betrachtend.

Die begriff das Kompliment gar nicht einmal, weil sie ein ganz unaffektiertes Wesen war, und fragte höchst erstaunt: „Welche Puppe?"

Vetter Fritz lachte jetzt auch. „Na, hör mal — welche?" machte er belustigt. „Das hab' ich doch hübsch und poetisch gesagt — nicht? Gemeint hab' ich: du hast dich höllisch herausgemausert — paff war ich, wie ich dich vorhin sah!"

„Ach, so war's gemeint?" rief Fiore übermütig lachend mit einem Blick auf den sich lichtenden Scheitel des Vetters. „Ich werde dir das Kompliment zurückgeben, wenn du einmal mit dem Mausern fertig bist."

„Grundgerechter — hat die ein Mundwerk!" stöhnte Graf Meldeck mit einem Blick gen Himmel und einem zweiten begeisterten auf Fiore. „Na, ich werde mich in acht nehmen und noch einmal galant sein — die Gefahr ist mir zu groß. — Übrigens — war das dein Vormund, der vorhin hinausging? Habe den Namen nicht recht verstanden."

„Nein — es war ein alter Freund," erwiderte Fiore. „Mein Vormund heißt Krähenhausen."

„Ganz richtig, das las ich im Fremdenbuch meines Hotels, in dem ich zu meiner Überraschung deinen Namen fand, worauf mir gesagt wurde, daß du mit den Herrschaften in diesen Palast übergesiedelt seist. Natürlich nahm ich mir gleich eine Gondel, um dich aufzusuchen.“

„Daher also wußtest du, daß ich hier bin!“ rief Fiore. „Nun, es ist sehr nett, daß du gekommen bist, Vetter Fritz. Ich danke dir für deinen Besuch und bitte dir den etwas — hm — etwas steifen Empfang ab.“

„Steif ist gut,“ meinte Graf Meldeck gutmütig. „Übrigens ist da nichts zu danken — Blut ist nun mal dicker als Wasser. Ich hätte gar nicht anders gekonnt, als zu dir zu kommen, nun ich dich am selben Ort mit mir wußte. Sag mal — muß ich nicht auch deinem Vormund meinen Besuch machen?“

„Kannst du gleich haben. Er ist mit seiner Frau auf den Bahnhof, um seinen Sohn — den ich noch nicht kenne — den Professor Doktor Wiwigenz Freiherrn v. Krähenhausen, Hochwohlgeboren, abzuholen. Er will hier im Archiv Studien machen, denn er lehrt Geschichte in —“

„Was — das ist der?“ rief Graf Meldeck. „Ich kenne ihn gut, den außerordentlichen Kich-Wiwi!“

„Wie nennst du ihn?“

„Das ist sein Spitzname,“ erklärte Graf Meldeck schmunzelnd. „Bezugnehmend auf seine Stellung als außerordentlicher Professor, auf eine seiner Eigentümlichkeiten und auf seinen ebenso schönen wie ungewöhnlichen Vornamen.“

„Das nennt man Ausnützung!“ rief Fiore belustigt. „Was ist er denn für ein Mensch?“

„Oh, er ist ein ganz netter, anständiger Kerl, der viel in unserem Regiment verkehrt,“ erwiderte Meldeck. „Wir haben ihn ganz gern, lachen aber manchmal ein

bißchen über ihn. Du weißt ja — ‚Leutnants, stets verbrecherlich, finden alles lächerlich.‘ — Und um noch ein Zitat anzuwenden — er kann von sich sagen: ‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!‘ Die eine Seele ist die eines von Natur harmlosen, stillvergnügten, netten Kerls —“

„Hat er vom Vater!“ flocht Fiore ein.

„Die andere Seele ist die eines auf seine Fähigkeiten und seine Stellung als außerordentlicher Universitätsprofessor viel zu hochmütigen Aristokraten —“

„Hat er von der Mutter!“

„Na ja — und beide Seelen streiten miteinander. Wenn er der Stimme der ersteren gefolgt und uns alle damit gewonnen hat, dann besinnt er sich plötzlich darauf, daß er eigentlich geistig turmhoch uns armen Lanzknechten überlegen ist. Er macht dann ‚Kich‘, mit welchem Laut er seiner von einem chronischen Stockschnupfen belasteten Nase Luft verschafft —“

„Erbteil vom Vater!“

„Worauf er sich aufs Katheder — bildlich geredet — schwingt und uns durch ein Privatissimum einfach niederschmettert, bis seiner Nase wieder die Luft mangelt. ‚Kich!‘ macht er dann wieder und steigt zu uns Sterblichen als Sterblicher von neuem herab. Deshalb nennen wir ihn den außerordentlichen Kich-Wiwi.“

„Seine beiden Seelen sind demnach von seiner Nase in ihrer Wechselseitigkeit abhängig?“

„Scheint so. Na, wir haben halt alle eine Schraube irgendwo locker. Lassen wir jetzt den Kich-Wiwi, erzähle mir lieber, warum du das gute und bequeme Hotel gegen diesen alten Kasten verlassen hast?“

„Geschmacksache, Vetter Fritz! Ich finde diesen alten Kasten wundervoll, und weil er gerade zu haben war,

so haben wir zugegriffen und sind nun erst so richtig in Venedig."

„Hm — ja. Wenn alle Zimmer so sind, wie dieser Saal, dann allerhand Hochachtung! Ich verstehe nur nicht, wie der Besitzer dieses Haus vermieten kann. Ruinierter Nobile — wie?"

„Es macht mir nicht den Eindruck. Ich glaube eher — wenigstens deutete die Gräfin Candiani es an —, daß nur eine vorübergehende Verlegenheit die Ursache ist, Mieter zuzulassen, die übrigens einer sehr gewichtigen Empfehlung zur Zulassung bedürfen. Denn diese Räume sind ja voll von Kunstgegenständen, für die man eine Garantie verlangt. Von einer Vermietung des Hauses ist auch nicht die Rede. Die Familie bewohnt die oberen Stockwerke, und von der unbenützten Flucht in dieser Etage haben wir nur die Hälfte — zehn Zimmer im ganzen."

„Alle Wetter — das ist imposant! Wer ist eigentlich der Besitzer? — Marchese Terraferma? — Mir begegnete unten vorhin, als ich ankam, ein sehr schick aussehender junger Herr."

„Das wird schon der Marchese gewesen sein. Er ist zurzeit auf Urlaub hier," sagte Fiore wie obenhin und ohne die Augen zu senken, denn Graf Meldeck sah sie eigentümlich forschend an.

„Ist er Offizier?"

„Nein — Diplomat. Sekretär des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten."

„So? Hm. Verheiratet?"

„Nein. Seine Großmutter und Schwester leben hier im Palazzo. Die solltest du sehen, Vetter Fritz! Ich sage dir: eine echt venezianische Schönheit mit rotgoldenem Haar und schwarzen Augen!"

„Wäre ganz mein Geschmack!" rief Graf Meldeck.

„Blondinen — helle Blondinen sind nämlich meine Passion,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, der Fiore lachen machte.

„Na, dann sieh nur zu, daß du keine Gefärbte erwischst,“ meinte sie heiter. „Wobei mir einfällt: bist du eigentlich verheiratet?“

„Ich? Aber absolut nicht! Erstens weil ich die gesuchte Blondine noch nicht gefunden habe, und dann ist noch sehr die Frage, ob sie sich einen armen Teufel, wie mich, der nischt hat als sein Gehalt und ein paar Schulden, auch nehmen würde. Denn zum Heiraten gehören nämlich zwei.“

„Ist die Möglichkeit!“ staunte Fiore. Und dann, aufhorchend, fuhr sie lebhaft fort: „Jetzt kannst du gleich deine Bekanntschaft mit dem ‚Außerordentlichen‘ erneuern. Denn ich höre die Krähenhausens eben die Treppe heraufkommen.“

Sie waren's wirklich und betraten gleich darauf den Saal, und es entging Fiore nicht, daß Frau v. Krähenhausens Gesicht ganz unverhohlen den Ausdruck unangenehmster Überraschung beim Anblick Meldecks zeigte, als sie, ihren Sohn an der Hand, ihn der Mündel ihres Gatten mit den Worten zuführte: „Hier, liebes Kind, bringe ich Ihnen meinen Wiwigenz, der sich schon sehr darauf freut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Wenn ich freilich gewußt hätte, daß Sie Besuch haben, so —“

„Guten Tag, Herr Professor! Haben Sie eine gute Reise gehabt?“ unterbrach Fiore den mit „so“ beginnenden unvermeidlichen Nachsatz, indem sie dem „Außerordentlichen“ die Hand reichte.

Er war eine ganz stattliche Erscheinung, dieser jüngere Krähenhausen — eine zweite Auflage seines Vaters, der mit noch dunklem Haar und Bart genau so ausgesehen haben mußte.

„Mein Vetter, Graf Meldeck,“ stellte Fiore den Genannten vor, ohne auf eine Antwort ihrer Höflichkeitsfrage zu warten. „Ich höre, die Herren kennen sich schon —“

„Das ist ja eine angenehme Überraschung, Herr Graf! Als Sie mir sagten, daß Sie eine Urlaubsreise machen wollten, erwähnten Sie nicht, daß Sie nach Venedig reisen würden,“ rief der Professor mit harmloser Herzlichkeit, aber mit einem Seitenblick auf seines Vaters Mündel.

„Ich gebe Ihnen diese Unterlassungssünde zurück,“ erwiderte Meldeck lachend. „Denn als Sie sagten, Sie träten gleichzeitig eine Studienreise an, erwähnten Sie auch nicht, daß Venedig Ihr Ziel sei. Und so treffen wir uns in der Seestadt in diesem höchst feudalen Palaste — nur daß ich, nach Venedig kommend, noch keine Ahnung hatte, meine Base hier wiederzusehen!“

„Oh — in der Tat? Und woher erfuhren Sie, daß Gräfin Fiore hier ist?“ fragte Frau v. Krähenhausen mißtrauisch.

„Aus dem Fremdenbuch des Hotels, gnädige Frau,“ entgegnete Meldeck bereitwillig. — „Doch ich will die Herrschaften nun nicht länger stören. — Liebes Bäslein, ich darf doch wiederkommen? Stelle mich auch für einen Ausflug ganz zu Diensten. — War mir eine besondere Ehre, meine Herrschaften!“

Als die Tür hinter Graf Meldeck kaum geschlossen war, sah Frau v. Krähenhausen sich zu einer kleinen Ermahnung veranlaßt.

„Hast du gewußt, Wiwigenz, daß dieser Graf Meldeck ein Vetter unserer lieben Fiore ist?“ begann sie sauersüß und fuhr im selben Atem fort: „Aber gleichviel, liebe Fiore, ich hätte es für passender gefunden, wenn Sie den Herrn in meiner Gegenwart empfangen hätten!“

„Kumm!“ machte Herr v. Krähenhausen einleitend.

Aber Fiore ließ ihn nicht zur Rede kommen. „Ah, nein!“ sagte sie ruhig. „In Ihrer Gegenwart hätten wir uns ja nicht zanken können! Das war für dieses Mal. Sollten Sie bei seinem nächsten Besuch, der Ihnen ja gelten wird, wieder nicht zu Hause sein, dann muß ich mir halt getrost das ‚Passendere‘ versagen, damit sich mein nächster Blutsverwandter nicht erst einbildet, daß ich mich in bezug auf seine Person dummen Gedanken hingebe —“

„Gnädigste Komtesse gestatten mir, die Sache dahin moderieren zu dürfen, daß ich kühn behaupte, es wäre besser, einen so verwöhnten Liebling der Damen wie Ihren Herrn Vetter, nicht selbst auf ‚dumme Gedanken‘ zu bringen,“ fiel der Professor mit solch harmlosem Lachen ein, daß Fiore ohne Rückhalt herzlich einstimmte.

„Sie müssen ihn besser kennen wie ich, Herr Professor, und darum schließe ich mich Ihrer Begründung für seinen künftigen Empfang an, die ja auch Ihre Frau Mutter nicht umhin können wird zu billigen,“ sagte sie heiter.

„Ich weiß doch nicht,“ widersprach Frau v. Krähenhausen. „Wenn es einem jungen Mädchen zu meiner Zeit eingefallen wäre, einen jungen Herrn allein zu empfangen, so —“

„Kumm!“ machte Herr v. Krähenhausen vermittelnd.

„Kich!“ ließ sich gleichzeitig der Professor vernehmen.

Vor dieser dreifachen Äußerung Krähenhausenscher Familieneigentümlichkeiten strich Fiore einfach die Segel, weil sie sich der Möglichkeit, dem standzuhalten, nicht sicher war. Ehe der Professor nach dem erfolgten Warnungssignal den „außerordentlichen“ Wiwigenz zur Geltung bringen konnte, erklärte sie, mit allen Gei-

stern der Lachlust ringend, daß sie die Freude des Wiedersehens zwischen Eltern und Sohn nicht länger stören, sondern hinauf zu Donna Loredana gehen wollte, mit der sie eine Verabredung getroffen hätte.

„Wenn Sie mich vorher befragt hätten, so wäre das rücksichtsvoller gewesen,“ sagte Frau v. Krähenhausen scharf und zurechtweisend.

„Befragt?“ wiederholte Fiore ruhig und höflich, aber sich höher emporrichtend. „Das verstehe ich nicht. Warum hätte ich Sie wegen einer einfachen Verabredung mit einer einwandfreien Persönlichkeit befragen sollen? Und ich dachte gerade recht rücksichtsvoll zu sein, weil ich Sie Ihrem Herrn Sohn nicht entziehen wollte, mit dem Sie sich ja viel zu sagen haben werden. Aus diesem Gefühl heraus habe ich auch für meine Person die Einladung der Marchesa zum Lunch angenommen und zu einer Spazierfahrt mit den Damen, werde aber, wenn Sie nicht lieber allein unter sich bleiben wollen, an unserem gemeinsamen Mittagsmahl teilnehmen.“

Mit einer anmutigen Verbeugung entfernte sich Fiore, ohne eine Entscheidung über die letztere Frage abzuwarten, ohne Hast, aber mit einer zweifellosen Endgültigkeit, und eilte die Treppen zur Wohnung Donna Loredanas hinauf. Daß sie oben den Marchese bei seiner Schwester antraf, war wirklich reiner Zufall und nicht Verabredung oder gar Gelegenheitsmacherei, wie Frau v. Krähenhausen annahm, die diesem Verdacht scharfen Ausdruck gab, kaum daß die Tür sich hinter ihres Gatten Mündel geschlossen hatte.

„Na, laß gut sein, Alte — kumm,“ meinte Herr v. Krähenhausen. „Wir haben dafür, daß die Leute droben Fiore einfangen wollen, doch nicht den geringsten Anhalt. Es scheinen mir im Gegenteil höchst anständige und vornehme Menschen zu sein —“

„Scheinen! Scheinen!“ rief Frau v. Krähenhausen giftig. „Dir ‚scheint‘ immer, was gelb ist, Gold zu sein, bis ich dir beweise, daß es bloß Messing ist. Was dir ‚scheint‘, dafür gebe ich keinen roten Pfennig! Der Preis für diese Wohnung ist freilich so ‚anständig‘, daß mir die Augen vom bloßen Hören noch tränen, aber was wissen wir sonst von dieser welschen Lumpenbagage? Nichts — nichts, sage ich dir!“

„Hm — kumm — die Gräfin Candiani —“

„Ist auch ein Vogel vom gleichen Neste. Ich huste auf die Gräfin Candiani!“ ereiferte sich Frau v. Krähenhausen. „Aber freilich, bei Fiore ist's das welsche Blut der Mutter, das im welschen Lande anfängt sich zu regen und nach dieser Seite zu drängen, und wenn wir nicht ordentlich aufpassen —“

„Komtesse Meldeck ist wirklich ein sehr schönes Mädchen,“ fiel der Professor hastig ein. „Und sie hat auch Charakter. Sie weiß, was sie will.“

„Na, wenn sie dir gefällt, dann ist's ja gut,“ erwiderte Frau v. Krähenhausen mit einem Ton, der eine starke Dosis persönlichen Widerspruchs enthielt. „Ob Fiore wirklich weiß, was sie will, das möchte ich doch sehr bezweifeln nach dem Schwabenstreich mit diesem Palaste. Ich werde sie schon noch schärfer anfassen müssen, wenn —“

„Alte, Alte, tu's lieber nicht!“ fiel Herr v. Krähenhausen besorgt ein. „Sie ist so — so selbständig von ihrem Vater erzogen worden — und wenn sie nicht will, können wir sie nicht zwingen, bei uns zu bleiben. Wäre es jetzt nicht ganz praktisch, wenn Wiwigenz sein Frühstück bekäme?“

Frau v. Krähenhausen bejahte ausnahmsweise einmal eine Frage ihres Gatten, was er nicht ohne Be-

rechtigung auch für eine Zustimmung zu seiner vorangegangenen Warnung anzusehen geneigt war.

* * *

Windmüller war mit Agostino ins untere Geschoß gestiegen, um dort seine Untersuchungen fortzusetzen. Er fand die Mauer, deren außergewöhnliche Dicke zwischen den Zimmern des ersten und zweiten Stockwerkes ihm zu denken gegeben, zum mindesten noch einmal so stark vor, ohne jedoch eine Lösung für dieses Rätsel zu finden. Es war ja freilich möglich, daß architektonische Rücksichten gerade diese eine Mauer in diesem Umfang aufzuführen geboten hatten, aber Windmüller wollte diese Erklärung nicht recht einleuchten. Der Raum zur rechten Seite der Halle — wenn man diese vom Wasserportal aus betrat — dieser Raum, der genau unter dem Eckzimmer, der Stanza del Brustolone, lag, entsprach in seiner Länge an der Seite des Sackkanals nicht ganz dem oberen Raum; die Mauer, die oben von der Tür in das Rosazimmer unterbrochen wurde, schob sich hier unten schon um etwa siebzig Zentimeter weiter vor und zeigte keinerlei Durchgang oder auch die Spur, daß jemals ein solcher darin bestanden. Es war dies ganz zweifellos festzustellen durch den ebenmäßig aufgetragenen Kalkverputz, den die Zeit schon stark abgebröckelt hatte. Im übrigen wurde dieser Raum als Rumpelkammer für alle möglichen Hausgeräte gebraucht.

Auf der gegenüberliegenden Seite dieser Windmüller so stark beschäftigenden, rätselhaft dicken Mauer befand sich die Wohnung des Portiers. Die Wand war hier ebenmäßig verputzt, blau getüncht und zeigte nicht einmal die Möglichkeit eines etwaigen Ausganges. Und doch — nach einer ungefähren Messung betrug

die Dicke dieser merkwürdigen Mauer hier unten mehr als zwei Meter, eine Tatsache, die bisher anscheinend niemand aufgefallen war.

„So war's immer und wird wohl von Beginn an so gewesen sein," brummte Agostino kopfschüttelnd. „Der das Haus gebaut hat, wird wohl gewußt haben, warum er diese Mauer so dick gemacht hat. Ob sie massiv oder innen hohl ist — wer soll das wissen nach so langer Zeit, und der's sagen könnte, ist längst tot. Was geht's uns schließlich an?"

Windmüller war zwar nicht dieser Ansicht, denn die Meinung, daß es ihn zum Beispiel etwas „angehen" könnte, setzte sich immer mehr in seinem Kopfe fest, aber er mußte einsehen, daß dieser Mauer von den vier Seiten, die in Betracht zu ziehen waren, nicht beizukommen war. Wo er sie auch prüfte, klang sie ganz ausnehmend massiv und solid und dennoch — welcher Architekt legt solch einen Mauerblock in die Mitte eines Hauses, ohne einen ganz besonderen Zweck damit zu verbinden? Als Stütze des ganzen südöstlichen Teiles des Palastes, der doch wie das ganze übrige Gebäude auf dem Rost von Lärchen- und Eichenpfählen erbaut war, auf dem ein jedes Haus in Venedig steht? Nur ein Grundriß des Palastes hätte darüber Auskunft geben können. Daß ein solcher existiert hatte, war ebenso sicher wie die Annahme, daß er im Laufe der Zeiten verloren gegangen. Und ebenso sicher bemächtigte sich Windmüllers die Überzeugung, daß zwischen diesen vier Mauern sich das Rätsel der Donna Xenia barg, das Rätsel, zu dem sie die Lösung besessen hatte, ja, sie noch besaß, denn daß sie den Palast nicht verlassen, das stand nach dem Erlebnis Fiora Meldecks in der vergangenen Nacht fester denn je.

Vorausgesetzt natürlich, daß die Person, die Fiore

Meldeck in der Tür ihres Schlafzimmers gesehen, die Principessa war!

Und auch darüber sollte Windmüller bald eine größere Gewißheit erhalten, denn als er nach langer, fruchtloser Prüfung der rätselhaften Mauer wieder in das zweite Stockwerk hinaufstieg, kam vom dritten Fiore Meldeck von ihrem Besuch bei Donna Loredana herab.

„Denken Sie nur, Herr Doktor,“ rief sie ihm schon von weitem, aber mit gedämpfter Stimme entgegen, „denken Sie, ich habe eben bei Donna Loredana die Photographie meiner nächtlichen Besucherin gesehen! Es ist ihre Schwägerin, die Witwe ihres ältesten Bruders!“

„Tatsächlich? Sie haben sie auf dem Bilde wieder erkannt?“

„Auf den ersten Blick, trotzdem sie auf der Photographie anders angezogen ist. Das schmale Gesicht mit den übergroßen Augen ist nicht zu verkennen und gab mir einen solchen Ruck, daß ich mich fast verraten hätte. Aber natürlich habe ich nichts gesagt, trotzdem Donna Loredana mich ganz erstaunt fragte, ob ich ihre Schwägerin kenne, was ich ja mit gutem Gewissen verneinen konnte. Ich sagte nur, das Bild sieht jemand ähnlich, den ich unlängst gesehen.“

„So ist's recht, Komteßchen. Es ist besser, wenn die Familie vorläufig nichts von Ihrem nächtlichen Besuche erfährt.“

„Ich hätte mich auch gar nicht überwinden können, vor ihnen davon zu sprechen, und weiß überhaupt nicht, wie ich dazu kam, es vor Ihnen zu tun. Es war etwas so — wie soll ich sagen? — so Unwahrscheinliches in der Art, wie diese Dame ungehört, lautlos bei mir erschien und ebenso lautlos und spurlos wieder ver-

schwand. Ich denke mir, sie muß nicht gewußt haben, daß das Rosazimmer bewohnt ist. Oder —"

„Oder?"

„Ach, ich weiß nicht. Ich muß jetzt meinen Hut holen. Donna Loredana will mit mir ausfahren."

„So so! Viel Vergnügen, Komteßchen!" —

Kaum daß Windmüller in seinem Zimmer war, kam auch Don Gian von seiner Schwester herab. Er zögerte einen Augenblick vor der Tür seines Gastes, besann sich dann aber eines anderen und ging zu seiner Großmutter, die ihn wie immer mit offenen Armen empfing.

„Etwas Neues über Xenia?" fragte sie mit einem forschenden Blick in sein Gesicht, das einen von den vergangenen Tagen sehr verschiedenen, fast frohen Ausdruck zeigte.

„Xenia?" wiederholte er und setzte mit verdüsterter Miene hinzu: „Nein, nichts Neues. Ich wollte, Xenia wäre in — in Jericho meinetwegen! Wir werden schon noch zeitig genug von ihr und ihren neuesten Taten hören — trotz der pessimistischen Auffassung von Doktor Windmüller über ihren Verbleib. — Sieh nicht so erstaunt aus, Nonna! Es ist mir nicht zu verdenken, wenn der Name Xenia mich nicht gerade wie ein Zephyr umkost. — Sag mal, was ist's eigentlich mit der Mutter der Komtesse Meldeck? Warum warst du so bewegt, als du hörtest, wer diese Mutter war?"

Die alte Dame kämpfte sichtlich mit sich selbst. „Giannino — das ist ein schmerzliches Kapitel in der Geschichte unserer Familie," sagte sie endlich. „Ich — ich möchte lieber nicht darüber sprechen —"

„In der Geschichte unserer Familie?" fiel Don Gian erstaunt ein. „Unserer? Aber liebe Nonna —"

„Oh, nun habe ich dich erst neugierig gemacht!"

„Ja, das hast du — ehrlich und rechtschaffen!“

„Nun, so sei es. Dein Vater war mit der Mutter von Fiore Meldeck verlobt. Ihr Großvater, der Duca di Rifreddi, und dein Vater waren entfernt verwandt, und die Familien hatten die Verbindung besprochen und verabredet, als beide Verlobte noch Kinder waren — ebbene, wie es eben so Sitte ist. Fiorenzia Crespolo war ein sehr schönes Mädchen — schöner, viel schöner noch, als ihre Tochter ist. Ich habe sie sehr lieb gehabt und mich auf sie gefreut, wie auf eine leibliche Tochter, Gian, und — acht Tage vor der Hochzeit erklärte dein Vater ihr, er könne sie nicht heiraten, denn er liebe eine andere, die dann ja in der Folge auch deine Mutter wurde. Ich brauche dir nicht erst zu sagen, was diese Handlung deines Vaters im Gefolge hatte — denk nur allein an das Aufsehen, das dieser Bruch so kurz vor der Hochzeit erregte! Es war sehr, sehr hart für uns alle! Und dann der notwendige Bruch mit dem Hause Crespolo, der Affront, der dem armen Mädchen zugefügt wurde, denn wer hätte sich entschlossen, die in letzter Stunde verschmähte Braut noch heimzuführen? Ein deutscher Diplomat, Graf Meldeck, hatte mehrere Jahre später diesen Mut, sich über den Flecken auf dem Leben des jungen Mädchens hinwegzusetzen —“

„Nonna!“ unterbrach Don Gian die alte Dame. „Wie kannst du von einem ‚Flecken‘ auf ihrem Namen reden — ich meine, der fiele doch auf den, der ihr sein Wort gebrochen hat!“

„Ah, Giannino, so urteilt die Welt nicht! Eine verschmähte Braut ist gebrandmarkt nach unseren Begriffen —“

„Die sich gottlob stark geändert haben, Nonna. Ich tadle meinen Vater nicht, der den Mut hatte, für sein Glück ein Band zu zerreißen, in letzter Stunde zu zer-

reißen, das nicht er geknüpft hatte, sondern das ihm durch die Überlieferung aufgedrängt worden war. Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende. Ich kann aber auch nicht finden, daß der verlassenen Braut damit ein ‚Flecken' angeheftet worden ist. Vielleicht ist ihr die größte Wohltat ihres Lebens erwiesen worden — da sie wohl meinen Vater ebensowenig geliebt haben wird, wie er sie."

„Gian!" machte die Marchesa mit einer abwehrenden Bewegung, die aber von einem Blick begleitet war, den man bei einer jungen Dame schelmisch genannt hätte. „Gian, ich bitte dich! Ein junges Mädchen unseres Standes hat fraglos den Mann zu lieben, den ihre Eltern für sie gewählt haben!"

Don Gian lachte. „Nonna, Nonna," sagte er neckend, „mir ist, als ob ich gehört, von dir selbst gehört hätte, als ob du zu diesen Gliederpuppen auch nicht zu zählen warst, sondern mit großer Energie für deine Liebe, meinen Großvater, eingetreten wärest! Va bene, ich finde, daß Graf Meldeck ein sehr vernünftiger Mann war, als er sich den Teufel um den sogenannten ‚Flecken' auf dem Dasein der Donna Fiorenzia Crespolo scherte, und ich finde ferner, daß wir für diesen selben ‚Flecken' ihrer Tochter eine Genugtuung schulden. Findest du nicht auch?"

Die alte Dame schlug die Hände zusammen. „Gian!" rief sie, ihren Enkelsohn zärtlich ansehend. „Gian! Du — du —"

„Ja, Nonna, ich wäre eigentlich dazu berufen, diese Genugtuung zu leisten. Und noch dazu mit vollster Begeisterung, sicher deiner Zustimmung."

Die Marchesa antwortete nicht gleich. „Fiore Meldeck ist nicht nur ein sehr reizendes, sondern auch, was mehr ist, ein sehr, sehr liebes Wesen," sagte sie dann zögernd.

„Mehr noch, ich glaube, daß sie dich und du sie glücklich machen würdest. Aber sie ist ein armes Mädchen und wir — wir könnten zur Abwechslung einmal eine reiche Marchesa Terraferma ganz gut brauchen."

Don Gian lachte glücklich und leichtherzig. „Wir könnten's, das ist sicher, aber ich denke und hoffe, es wird auch so gehen. Ich wenigstens fühle, daß — daß es gehen wird. Es kommt eben alles auf die Person an, Nonna. Vorgestern noch dachte ich nur eine reiche Frau heiraten zu können, und heute ist der Mammon für mich eine Sache, die mir so fern liegt wie der Wunsch, auf dem Himalaja sitzen zu müssen. Ich weiß überhaupt gar nicht mehr, wie ich dazu kam, das Geld mit dem Gedanken an meine zukünftige Frau zu verquicken. Ich weiß nur eines noch: daß ich der unglücklichste Mensch wäre, wenn Fiore Meldeck mich nicht mag, mich nicht lieben könnte!"

„Nun, dann wird sie wohl die Rechte für dich sein," rief die alte Dame mit strahlenden Augen, die den leisen Seufzer, mit dem sie ihre Worte eingeleitet, glorreich überstimmten. „Glückauf zur Werbung, mein Junge! Ich für mein Teil bin ja eine viel zu unverbesserliche Idealistin, als daß ich Geld und Gut über das Glück des Herzens stellen könnte, wenn schon die Güter dieses Lebens nicht zu verachten sind."

„Das wollen und sollen wir auch nicht, Nonna, aber ich habe einsehen gelernt, daß sie Götzen sind, die auf tönernen Füßen stehen. Und ich meine, daß ich damit eine große Lebensweisheit errungen habe!"

* * *

Vor seiner Tür traf Don Gian Windmüller an, der gerade vergeblich bei ihm angeklopft hatte, und als nun die beiden Herren in das Zimmer eintreten wollten,

kam einer der Diener von unten herauf und übergab dem Marchese eine Visitenkarte mit der Meldung, der Herr frage an, ob er trotz der frühen Stunde seine Aufwartung machen dürfe.

Don Gian warf einen prüfenden Blick auf die Karte, zögerte einen Augenblick und reichte sie dann Windmüller.

„Mahmud Reschid Bey, Attaché à l'Ambassade de Turquie," las der und gab die Karte zurück.

„Ich lasse den Herrn bitten," sagte Don Gian nach abermaligem, kurzem Zögern, und nachdem der Diener sich entfernt, sah er Windmüller fragend an. „Mir scheint," sagte er dann, brach aber kurz ab und zuckte mit den Achseln.

„Hm — mir scheint auch," murmelte Windmüller trocken.

„Liegt Ihnen daran, diesen Besuch mit mir zu empfangen?" fragte der Marchese.

„Sehr viel liegt mir daran," gab Windmüller unumwunden zu. „So viel, daß ich sogar den Posten eines ‚Lauschers an der Wand' nicht verschmähen würde. Aber eine unmittelbare Gegenwart ist besser."

„Darf ich fragen, inwiefern?"

„Erlassen Sie mir die Antwort bis nachher — ja? Ich möchte nämlich nicht gern eine Voreingenommenheit schaffen, und da Sie die Güte hatten, mich zu dem Besuche einzuladen, so bin ich ja da, um etwaigen Überraschungen zu begegnen."

Don Gian fragte nicht weiter, und nach wenigen Minuten des Wartens wurde der Besuch, ein eleganter, noch junger Mann mit sorgfältig gepflegtem, dunklem Bart und einem Monokel im rechten Auge, tadellos besuchsmäßig gekleidet, in das Wohnzimmer des Marchese eingeführt.

„Das ist eine Überraschung, aber eine angenehme Überraschung, Sie hier in meinen vier Pfählen begrüßen zu dürfen," trat Don Gian dem Türken verbindlich entgegen. „Gestatten Sie mir, Sie mit meinem derzeitigen Gast, Herrn Doktor Windmüller, bekannt zu machen —"

„Oh, wir sind alte Bekannte," fiel Windmüller ein. „Wir sind uns gesellschaftlich und — geschäftlich schon oft begegnet."

„In der Tat — ganz außerordentlich erfreut, Sie hier zu treffen, lieber Herr Doktor," murmelte Mahmud Bey, dem Detektiv die Hand reichend, der mit seinem liebenswürdigsten Lächeln zur Notiz nahm, was Don Gian entgangen — nämlich, daß seine, Windmüllers Gegenwart dem fremdländischen Diplomaten eine Überraschung war, mit der er sicherlich nicht gerechnet hatte.

„Sie sind wohl auf der Durchreise in Venedig — oder auf Urlaub?" fragte Don Gian, nachdem die Herren Platz genommen. „Woher wußten Sie, daß ich gerade auch daheim bin?"

„Ah, ich suchte Sie in Rom auf und hörte dort, daß Sie Urlaub genommen haben," erwiderte der Diplomat leicht. „Und weil ich gern eine Auskunft von Ihnen erbitten wollte, so benützte ich das schöne Wetter — et me voilà! Daß ich den Herrn Doktor hier antreffen würde, ist in der Tat eine angenehme Überraschung für mich, denn ich hatte auch an ihn einen Auftrag oder eine Frage meines Chefs zu bestellen und suchte ihn vergeblich auf, ohne erfahren zu können, wohin er seine Schritte gelenkt."

„Sehr begreiflich," meinte Windmüller wohlwollend. „Wer von meinem Stabe verrät, wo ich mich zurzeit befinde, darf sich getrost zur selben Stunde nach einer anderen Beschäftigung umsehen."

„Sehr begreiflich — sehr begreiflich," wiederholte der türkische Diplomat.

„Und womit kann ich Ihnen dienen?" fiel Don Gian ein. „Sie machen mich neugierig, denn die gewünschte Auskunft muß doch eine gewisse Dringlichkeit haben, wenn Sie den Ausflug nach Venedig für geboten hielten."

„Ah — ich schlage damit zwei Fliegen mit einer Klappe," versicherte der Besucher mit gutgespielter Gemütlichkeit. „Erstens war es längst mein Wunsch, mich einmal ein paar Tage in Venedig von dem Wagengerassel und Autogepuste der Großstadt auszuruhen, und dazu bot sich mir diese Gelegenheit wie gerufen. Wunderbarer alter Palast, der Ihrige, Herr Marchese! Und wenn Sie gestatten, einmal wiederzukommen, dann will ich Ihnen auch meine Frage vortragen."

„Das Wiederkommen versteht sich von selbst," erwiderte Don Gian, einen Blick Windmüllers auffangend. „Ich werde mir dann erlauben, Sie meiner Großmutter und meiner Schwester vorzustellen. Darum mag Ihre Frage am besten gleich zur Sprache kommen — Herrn Doktor Windmüllers Gegenwart darf Sie in keiner Weise davon abhalten."

Der Türke ließ sein Monokel aus dem Auge fallen, worauf er es sorgfältig mit einem feinen Batisttaschentuch abputzte und es sodann wieder mit der unumgänglichen Grimasse einklemmte. Die durch diese Manipulation bedingte Pause gab ihm Zeit, sich die Sache zurechtzulegen. „Also," sagte er dann gemütlich, „wenn Doktor Windmüller gestattet — ein Geheimnis ist es schließlich nicht. Ihre Frau Schwägerin, lieber Terraferma, hat nämlich eine Erbschaft in Konstantinopel gemacht, und ich hatte den angenehmen Auftrag, sie davon zu unterrichten. Eine recht bedeutende Erbschaft von einem Verwandten ihrer Mutter —"

„Meine Schwägerin wird das allerdings als eine sehr angenehme Nachricht empfinden. Ich freue mich für sie aufrichtig darüber. Sie hat die Nachricht — bei aller gebührender Trauer über den damit leider verknüpften Todesfall gewiß mit einer gewissen Genugtuung aufgenommen?“

„Prinzeß Xenia weiß leider noch nichts davon,“ rief der Besucher lebhaft. „Sie ist, wie ich hörte, vor ein paar Tagen verreist — man sagte mir, nach Venedig. Jedenfalls ist sie noch nicht nach Rom zurückgekehrt, und darum bin ich zu Ihnen gegangen, lieber Terraferma, um von Ihnen zu hören, wo sie sich eigentlich befindet, ob sie tatsächlich hier war und vielleicht noch ist, denn merkwürdigerweise konnte ich darüber nichts Sicheres erfahren.“

„Meine Schwägerin war tatsächlich vor ein paar Tagen zu einem kurzen Besuch bei meiner Großmutter unangemeldet hier und ist ohne vorherige Benachrichtigung wieder am frühen Morgen abgereist,“ erwiderte Don Gian nach einer kleinen Pause. „Ein an meine Großmutter gerichtetes Billett, das sie zurückgelassen, teilte mit, daß sie nach Rom zurückkehren müsse, um bei einem Basar mitzuwirken. Daß sie in Rom aber nicht eingetroffen ist, wissen wir — wenigstens bei dem Basar war sie nicht, und seitdem sind wir ohne Nachricht über sie.“

„Oh — in der Tat?“ fragte Mahmud Bey gedehnt, und in seinem Ton lag soviel höfliche Ungläubigkeit, daß Don Gian das Blut in die Wangen stieg. Ein Blick von Windmüller aber hielt ein schnelles Wort von ihm zurück.

Letzterer sagte, indem er scheinbar das Teppichmuster zu seinen Füßen betrachtete: „In der Tat! Die Familie Terraferma ist begreiflicherweise in großer

Sorge über das Nichteintreffen der Donna Xenia in Rom und hat mich beauftragt, die Verlorengegangene zu suchen. Sollten Sie am Ende mit dem gleichen Auftrag von Ihrem Chef zu mir gekommen sein?"

Der Besucher fuhr so heftig zurück, daß ihm das Monokel unfreiwillig aus dem Auge flog. „Herr Doktor, was immer mich im Auftrag meines Chefs zu Ihnen geführt, ist und muß eine Angelegenheit unter vier Augen bleiben," sagte er scharf.

Windmüller lehnte sich lachend zurück. „Die Indiskretion ist nicht auf meiner Seite," sagte er heiter. „Ich habe, soviel ich weiß, von Ihnen noch keinen Auftrag erhalten. Wenn Sie also den ausgestreckten Fühler, beziehungsweise eine harmlose Frage in dieser Weise monieren, so muß ja die harmloseste Seele auf den Gedanken kommen, daß ich den Finger auf die richtige Stelle gelegt habe."

Es gibt nur sehr wenige Menschen, die es direkt zugeben, wenn sie sich „verhauen" haben. Windmüller wunderte sich auch gar nicht, daß der Türke nur überlegen mit den Achseln zuckte, ein paar Stäubchen von seinem Rocke schnippte und dann erklärte, er hätte sich nur im allgemeinen gegen ein Gespräch über Amtsgeheimnisse verwahren wollen.

„Ich habe keine berührt," erwiderte Windmüller mit unvermindert guter Laune. „Ideenassoziation — nichts weiter! Es lag doch so nahe, den gleichen Auftrag bei Ihnen zu vermuten, denn die Familie Terraferma und Ihre Regierung haben — wenn auch in verschiedenem Sinne — das gleiche Interesse an der Wiederfindung der Donna Xenia."

„Wieso das gleiche Interesse?"

„Nun, auf dieser Seite ist es die liebe Verwandte,

die vermißt wird, auf Ihrer die werte politische Agentin," sagte Windmüller sanft.

Jetzt war der Diplomat besser zur Attacke gerüstet. „Ich verstehe Sie nicht," erwiderte er hochmütig.

„Das nimmt mich wunder in Anbetracht dessen, daß Sie das Ressort der geheimen politischen Agenten unter sich haben," gab Windmüller seelenruhig zurück. „Sie sehen, dies Fechten mit Worten hat keinen Zweck — ich bin vollständig im Bilde. Ich weiß auch genau, daß Sie wegen des Ausbleibens der Marchesa Xenia in großer Unruhe sind, und über ihren Verbleib gar nichts wissen, sonst wäre ich längst bei Ihnen erschienen, um Rechenschaft über den Verbleib einer so bekannten Persönlichkeit der römischen Gesellschaft zu fordern, deren Familie begreiflicherweise in schwerer Sorge um ihre Verwandte schwebt."

Der türkische Diplomat zuckte wieder mit den Achseln, kreuzte die Arme über der Brust, nahm eine überlegene Miene an und sagte langsam und schleppend: „Sie sind der Mann, der den Ruf hat, immer recht zu haben, verehrter Herr Doktor. Nehmen wir also an, Sie haben darin recht, daß es unnütz ist, mit Worten zu fechten, daß die Prinzessin Xenia in der Tat unserer Regierung nahe steht. In diesem Falle aber bin ich es, der Rechenschaft über ihren Verbleib fordert. Sie ist eingestandenerweise in Venedig, in diesem Hause eingetroffen und seitdem verschwunden. Das ist doch, zum mindesten gesagt, sehr verdächtig, wenn man in Betracht zieht, daß — sagen wir, der Herr Marchese hier ein brennendes Interesse daran hatte, sie nicht ohne weiteres nach Rom zurückkehren zu lassen!"

„Was soll das heißen?" fuhr Don Gian blaß vor Zorn auf. „Für diese niederträchtige Verdächtigung werden Sie mir —"

„Ruhe, lieber Marchese, Ruhe!“ fiel Windmüller ein. „Von einer Verdächtigung kann schon darum keine Rede sein, weil ich jederzeit bereit bin, zu erklären, daß ich von Ihnen wie von Ihrem Chef gerufen worden bin, um die Verschwundene zu suchen. Der Herr hat sich nur nicht richtig ausgedrückt — das ist alles. Das kann auch dem geschicktesten Diplomaten passieren, denn selbst ein solcher ist nicht allwissend, und wir dürfen auch nicht jedes Wort auf die Goldwage legen, das jemand in begreiflicher Erregung über den Verbleib — nicht der Person, sondern ihres Auftrags — heraussprudelt. Ich habe da zufällig — oder mit Vorbedacht, wie Sie wollen — den Brief der Donna Xenia bei mir, mit dem sie ihren, hm — französischen Abschied aus dem Palazzo Terraferma zu erklären sucht. Ich habe ferner die eingelaufenen Telegramme chronologisch nach Tag und Stunden zusammengelegt in meinem Zimmer, die den Beweis liefern, wo und wie wir die Verschwundene schon gesucht. Ich hole es gern, während Sie die Güte haben, diesen Brief zu lesen, den ich mir nach der Lektüre aber zurück erbitte.“

Mit diesen Worten reichte Windmüller dem Diplomaten den mauvefarbenen, nach Gardenien duftenden Brief, den die Marchesa an jenem verhängnisvollen Morgen in dem verlassenen Zimmer ihrer Schwiegerenkelin gefunden, stand dann auf und entfernte sich.

Der Türke las den Brief aufmerksam durch, während der Marchese seinerseits mit gekreuzten Armen dabeisaß, den Mund fest zusammengepreßt, scheinbar entschlossen, dem anderen das erste, einleitende Wort zu lassen.

Doch der Doktor kehrte mit den Depeschen in der Hand zurück, ehe der Türke den Brief zum zweiten Male durchgelesen hatte, und legte den ganz stattlichen Pack auf den Tisch.

„Es versteht sich zwar von selbst," sagte er liebenswürdig, „aber ich möchte es trotzdem nicht unerwähnt lassen, daß ich Ihnen diesen Brief und diese Depeschen nicht aus dem Grunde zur Einsicht vorlege, um einen etwaigen unwürdigen Verdacht Ihrerseits zu entkräftigen, sondern einzig und allein nur deshalb, um Ihrer Behörde den Beweis zu geben, daß es unnütz ist, mich für die Auffindung der Donna Xenia zu gewinnen, indem ich in dieser Richtung schon für das Haus Terraferma tätig bin. Das Verschwinden der Prinzessin ist jetzt kein Geheimnis mehr, kann keines bleiben, darum ist diese Einsicht in meine Tätigkeit auch keine Indiskretion. Da Sie aber indes am besten wissen werden, wer ein Interesse daran haben konnte, sie — aufzuhalten, ihr den Weg nach Rom zurück abzuschneiden, so ist es Ihnen natürlich unbenommen, unabhängig von meinen Forschungen, die Ihrigen einer anderen Kraft anzuvertrauen. Hoffen wir, daß Donna Xenia bald in den Genuß der Erbschaft gelangen möchte, wegen der Sie sich so liebenswürdig nach Venedig bemüht haben," schloß er salbungsvoll.

Der türkische Diplomat, welcher der Form wegen die meist chiffrierten Depeschen, zu denen er den Schlüssel nicht besaß, durchblättert hatte, erhob sich steif. „Hoffen wir's," wiederholte er für die Allgemeinheit, und sich dann speziell an Don Gian wendend, sagte er mit Anstrengung: „Ich hoffe aber auch, lieber Terraferma, daß Sie in der Tat, wie Herr Doktor Windmüller schon vorschlug, meinen Worten nicht die Deutung geben werden, in der sie, wie ich gern einräume, im ersten Augenblick erscheinen konnten. Es kann mir selbstredend nichts ferner liegen als ein solcher Gedanke, und wenn ich mich ungeschickt ausgedrückt, so bedaure ich das am allerersten —"

„Oh bitte, reden wir nicht weiter davon — die Sache ist erledigt,“ fiel Don Gian ohne Wärme, aber doch völlig korrekt ein, und mehr schien der Türke auch nicht erwartet zu haben, denn er machte eiligst nur noch ein paar Redensarten und empfahl sich dann — gleichfalls ohne Wärme, aber auch seinerseits durchaus korrekt.

„So, nun wissen Sie, warum ich diesem Besuche beiwohnen wollte,“ sagte Windmüller, als er mit Don Gian allein war. „Es war meine volle Absicht, ihn Farbe bekennen und dann seine Verdächtigung zurückziehen — vor einem Zeugen zurückziehen zu lassen —“

„Sie nahmen also an, daß er mit einer Verdächtigung gekommen ist?“ fiel Don Gian ein.

„Ich war dessen sicher,“ erwiderte Windmüller, „denn Mahmud Bey ist immer die Vertrauensperson, die von dort mit solch delikaten Aufträgen abgesandt wird, und ich habe mir längst gesagt, daß ‚man‘ dort den Verdacht hegen würde, als ob Sie bei dem Raube des Dokumentes die Täterin in der begreiflichen Aufregung — beseitigt haben könnten. Der Mann kam zu Ihnen, um zu drohen, und wenn ich nicht dabei war, so hätte der Besuch höchst wahrscheinlich den Ausgang eines Zweikampfes gehabt, falls er verfehlte, Sie einzuschüchtern oder zu dem beabsichtigten Geständnis zu zwingen.“

„Herr des Himmels!“ rief Don Gian. „Darauf wäre ich im Leben nicht verfallen, daß man mich für das Verschwinden meiner Schwägerin verantwortlich machen könnte!“

Windmüller zuckte mit den Achseln. „Hm — ich weiß nicht. Für jemand, der nicht ahnen konnte, was wir in Erfahrung gebracht, liegt der Verdacht gar nicht so fern. Die Leute wissen nicht, welcher Mittel sich

ihre Agentin bediente, um in den Besitz des Dokumentes zu gelangen; sie nahmen eben an, daß die Sache sich mit Ihrem Widerstand abgespielt — ich habe jedenfalls damit gerechnet, daß ‚man' diesen Fühler ausstrecken würde, um in Erfahrung zu bringen, was aus dem Dokument geworden ist. Die Agentin beziehungsweise ihr Schicksal ist dabei gänzlich Nebensache. Sie wird von ihren Auftraggebern einfach fallen gelassen — nun, Sie wissen ja, daß die geheimen Agenten nur unter dieser Voraussetzung beschäftigt werden, daß das Risiko lediglich ihre Privatangelegenheit ist. Die Erbschaft — falls eine solche überhaupt existiert — war ein willkommener oder erfundener Vorwand, um zur Sache selbst zu gelangen. Also —"

„Also bin ich durch Ihre Umsicht und Vorsorge abermals einem wenig schmeichelhaften Verdachte entgangen," fiel Don Gian ein, indem er Windmüller die Hand reichte, die dieser herzlich schüttelte.

„Ich hatte vor, Sie auf diese Möglichkeit vorzubereiten, lieber Marchese. Nun kam sie aber in unerwarteter Weise zum Austrag, und ich hatte keine Zeit, sie Ihnen auseinanderzusetzen. Unter uns: ich habe Mahmud Bey zwar deutlich unter die Nase gerieben, daß ich keinerlei Veranlassung hätte, ihm die beweisführenden Papiere zu zeigen, aber es war natürlich meine volle Absicht, es zu tun, denn er reist nun, wahrscheinlich schon mit dem nächsten Zuge, so weit überzeugt zurück, als ein Diplomat sich überhaupt überzeugen läßt. Es ist ein wahres Glück, daß ich nicht ausgegangen war! — Nun dieser Zwischenfall erledigt ist, können wir zur Tagesordnung übergehen: Donna Xenia ist heute nacht abermals hier im Hause gesehen worden. Leider nicht von mir, sondern von der Komtesse Meldeck. Natürlich sieht sie nach so langer Gefangen-

schaft schlecht aus. Es müssen doch sehr, sehr dringende Gründe sein, die sie zu so langer Selbstberaubung der Freiheit zwingen, aber wir müssen das Geschäft des Suchens jetzt doch energisch und systematisch betreiben, denn was immer auch ihre Schuld ist — die Menschlichkeit fordert es ja schon, die ersichtlich schwer Geängstigte aus dieser schrecklichen Lage zu befreien."

„Wüßte man nur, wo sie sich wieder zeigen könnte, so sollte man eine Notiz so niederlegen, daß sie sie finden muß, eine Nachricht, daß sie von uns aus nichts zu fürchten hat," sagte Don Gian, von großmütigem und ehrlichem Mitgefühl bewegt.

„Da liegt der Hase im Pfeffer," meinte Windmüller nachdenklich. „Wenn wir wüßten, wo sie sich wieder zeigen könnte, dann wäre die Sache leicht genug, und wir könnten Komtesse Meldeck einweihen beziehungsweise beauftragen, oder ich könnte selbst mit ihr die Wache im Rosazimmer übernehmen. Es ist jedoch nicht zu erwarten, daß sie diesen Raum noch einmal aufsuchen wird, nun sie weiß, daß er bewohnt ist. Die einzige Chance wäre nur die, daß Donna Xenia nicht wissen kann, ob die Benützung des Zimmers eine dauernde ist, und daß sie sich vielleicht doch noch einmal hereinwagt, um möglicherweise zu ihrem zurückgelassenen Koffer zu gelangen. Inzwischen — halt! Was ist das?"

Windmüller hatte, während er sprach, den Blick nicht von der dicken Wand zwischen dem Wohn- und Schlafzimmer, dessen Tür offen stand, abgewendet und trat nun schnell auf das die Türfüllung bekleidende Paneel an der Außenwand zu.

„Es ist merkwürdig!" sagte er, es betrachtend. „Mir war's von dem Standpunkt, den ich eben noch am Tische eingenommen, als hätte ich hier an dem Ritz

etwas blitzen sehen. Da war wohl wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedankens —"

Halb mechanisch zog er sein Taschenmesser hervor, klappte eine Klinge auf und fuhr damit in den Ritz, der an dem Pfosten entlanglief, dem Auge kaum bemerkbar. Etwa in halber Höhe blieb die Klinge stecken — sie hatte einen Widerstand gefunden! Windmüller stieß einen leisen Pfiff aus und begann an der Stelle, wo das Messer steckte, an der eingelegten Füllung herumzutasten. Das Muster der Intarsie schloß hier der Länge nach in einer Anzahl rautenförmiger Quadrate ab, welche die Bordüre bildeten. Diese versuchte Windmüller eines nach dem anderen, indem er mit dem Finger daraufdrückte. Die zweite Raute unterhalb der Messerklinge wich dem Druck nach innen, und gleichzeitig löste sich das Paneel als eine niedrige und schmale, innen mit Polsterung versehene Tür lautlos nach außen heraus und enthüllte eine schmale Wendeltreppe, die sich in leiterartigen Stufen im Innenraume der Wand nach unten verlor.

„Aha!" machte Windmüller mit blitzenden Augen, während Don Gian abwehrend die Hände mit einem lauten Ausruf in die Höhe hob. „Aha! Da hätten wir's ja vermöge einer plötzlichen Erleuchtung, die natürlich alle spitzfindigen Kombinationen schlägt. Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe — sozusagen allerdings nur, denn ich war nie mehr wach, als in diesem Augenblick. Nun lassen Sie uns sehen, wohin wir hier gelangen. Es ist zwar keine Kunst, es zu sagen, aber Praxis geht über Theorie!"

Damit zog er eine Schachtel Wachszündhölzer hervor, setzte eines davon in Brand und schlüpfte durch die Tür auf die Treppe.

„Eng! Aber die sie benützten, hatten sie ja auch

nicht als Paradetreppe beabsichtigt," rief er zurück und verschwand alsbald in der Schneckenwindung, während Don Gian mit atemloser Spannung oben stehen blieb und die solide Polsterung der Paneeltür betrachtete, die es ebenso natürlich wie sinnreich verhinderte, daß das Holz hohl klang.

Windmüller blieb nicht lange aus; mit etlichen verstaubten Spinnweben an den Rockärmeln erschien er sehr bald wieder oben und schloß die Tür hinter sich, was fast ohne Geräusch geschah.

„So," sagte er befriedigt, „nun wissen wir, wie Donna Xenia in Ihr Zimmer gelangt ist und warum sie das Rosazimmer mit ihrer plötzlichen Vorliebe beehrt hat. Die Treppe mündet an derselben Stelle in der Türfüllung der ersten Etage und ist mit verschiedenen Pailletten von ihrer eleganten schwarzen Toilette dekoriert, wofür sie den Staub und die Spinnweben eingeheimst hat. Die Paneeltür geht auch unten ohne Geräusch auf, denn die Scharniere sind sorgsam mitsamt der schließenden Feder frisch geölt. Nur wie man unten von außen die Tür öffnet, habe ich noch nicht ergründen können, denn ich hörte die Kammerjungfer in der Garderobe herumhantieren und wollte mich darum nicht aufhalten. Komtesse Meldeck wird mir, wenn sie wieder daheim ist, schon erlauben, meine Neugierde in dieser Sache zu befriedigen. Lehrreich, wie die Entdeckung ist, tritt sie aber vor dem Wert der Frage zurück: auf welche Weise gelangt Donna Xenia bei verschlossenen Türen in das Rosazimmer und seine Umgebung und auf welchem Wege gedachte sie mit Umgehung des Portiers das Haus zu verlassen? Hoffen wir, auch dieses Rätsel bald und gründlich zu lösen. — Hm. Sagte Ihr trefflicher Majordomo nicht, im Palazzo Terraferma ginge die Sage, daß man auf einem ge-

heimen Wege bis in das dritte Stockwerk gelangen könnte? Vielleicht gibt das gegenüberliegende Paneel dieser Türfüllung darüber Auskunft. Lassen Sie doch einmal sehen! Es ist die vierzehnte Raute, von unten gezählt, die dem Druck meines Fingers nachgab — ja! Die vierzehnte weicht auch hier dem Druck, aber schwerer — man hat hier nicht geölt. Da hätten wir's! Auch hier ist eine solch liebliche Wendeltreppe, die sich aber nach oben, nach dem dritten Stocke, emporwindet — es hat sie seit Generationen keiner mehr betreten, nach dem unberührten Staube auf den Stufen zu urteilen. — Lassen wir ihn auch ungestört sich weiter sammeln, denn es hat keinen Wert für uns, oben einzudringen."

Windmüller schloß auch dieses Paneel, dessen Schnappschloß hier nicht geräuschlos arbeitete, klopfte den Staub von seinem Rocke ab und nickte Don Gian zu, der mit festgeschlossenen Lippen dabei gestanden.

„Ja," beantwortete er den Blick seines Gastes. „Ich schäme mich nicht, einzugestehen, daß diese Entdeckung mein eben noch erwachtes Mitleid mit meiner Schwägerin doch wieder stark ins Wanken gebracht hat. Sie hat natürlich diesen Schleichweg längst gekannt und sich seiner bei ihrem Auftrag mit ihrer oft bewiesenen Geistesgegenwart erinnert. Die Sache war demnach wirklich ganz einfach — nur schade, daß mir die Gabe der Bewunderung dafür abgeht."

„Hm," machte Windmüller verständnisvoll. „Was ich aber schon gern wissen möchte, ist, ob Donna Xenia ihren Auftraggebern von den Geheimnissen dieses Hauses gelegentlich einmal etwas erzählt hat. Es möchte so scheinen, wenn man an die Tatarennachricht an Ihre Behörde denkt, die Sie dazu veranlaßte, Ihre Reise gerade in Venedig zu unterbrechen. — Es kann natürlich aber auch sein, daß ‚man' als Terrain

für die Operation Ihr eigenes Haus, in dem Sie sich natürlich besonders sicher fühlen mußten, überhaupt als besonders zweckmäßig betrachtete — was es ja zweifellos auch durch Donna Xenias Gegenwart war, während es von Ihrer Seite als hervorragend sicher galt. Nun, sei dem, wie ihm will — eine andere Macht hat rettend für Sie und Ihr Vaterland eingegriffen. Wir aber müssen nun Donna Xenia wieder ans Tageslicht bringen und werden es, wie ich hoffe, im Laufe der nächsten Stunden auch tun."

„Es ist mir einfach unbegreiflich, wie und auf welche Weise meine Schwägerin es zuwege bringen kann, sich hier im Hause so lange zu verbergen!" rief Don Gian ungeduldig. „Es grenzt ja geradezu an das Unmögliche, und bis ich den lebendigen Beweis nicht vor mir habe, möchte ich lieber glauben, daß die Assunta von ihrer Phantasie getäuscht worden ist und Komtesse Meldeck — geträumt hat."

„Das erstere ist möglich, das letztere wäre aber doch sehr wunderbar, wenn man bedenkt, daß Komtesse Meldeck Ihre Schwägerin nie gesehen und ihr ‚Traumbild' auf der Photographie droben bei Donna Loredana wiedererkannt hat," bemerkte Windmüller.

„Auch das kann Täuschung sein. Bei der Nacht, auch wenn sie noch so hell ist, sind eines Menschen Züge in einer gewissen Entfernung nie ganz deutlich zu erkennen," widersprach Don Gian.

Windmüller raffte die Depeschen, die noch auf dem Tische lagen, zusammen und ging in sein Zimmer zurück, wo er seinen Feldzugsplan trotz Don Gians Ungläubigkeit zur Reife brachte.

* * *

Fiore Meldeck hatte eine angenehme Fahrt in Gesellschaft von Donna Loredana gemacht, die die

beiden jungen Damen einander in herzlichster Weise nahe brachte, und hatte darauf im Kreise der Familie Terraferma und Doktor Windmüllers an dem „Lunch“ teilgenommen.

Nach beendigter Mahlzeit eilte sie dann in ihre Wohnung hinab, leichten und frohen Herzens, glücklich und zufrieden mit dieser schönen Welt im allgemeinen und dem Hause Terraferma im besonderen, denn die liebe, alte Marchesa war so gütig, so mütterlich-liebevoll zu ihr gewesen, daß es ihr ganz warm dabei geworden, Donna Loredana verhieß ihr eine so vielversprechende, innige Mädchenfreundschaft, und Don Gian — oh, Don Gian nahm einen ganz besonderen Platz für sich ein, einen Platz, den Fiore noch nicht ganz zu bestimmen wußte und wagte, aber es war doch ein sehr, sehr hervorragender Platz in ihrem jungen Dasein, um den sich „hangende, bangende“ und doch merkwürdig sonnige und selige Zukunftsträume spinnen ließen.

Das leichte, frohe, halb unbewußte Glücksgefühl wich aber, kaum daß sie das Rosazimmer durch die Garderobe betreten hatte, einer gewissen Gedrücktheit, die sich in diesem rosigen, wundervollen Raum immer auf ihr Gemüt legte.

„Es ist der Gardenienduft, der in den schweren Stoffen hängen geblieben ist, und den die frische Luft von draußen immer noch nicht vertreiben kann,“ dachte sie mit einem leisen Schauer des Widerwillens. „Solange das Wetter schön ist und man die Fenster offen halten kann, geht's ja noch an — wie aber, wenn es kühl und trübe ist und man alles schließen muß? Dann ist's nicht mehr zum Aushalten, und dann kommt auch wahrscheinlich wieder der andere, unnennbare Geruch zur Oberherrschaft! Ich begreife wirklich nicht, wie man sich dermaßen parfümieren kann!“

Sie holte sich ihre Schreibmappe und setzte sich damit in der Stanza del Brustolone an den Tisch, um einen Brief zu schreiben. Aber nachdem das Datum in die rechte, obere Ecke des Briefbogens ordnungsmäßig eingetragen worden war, verfiel sie, die Feder in der Hand, in eine Träumerei, die mit dem beabsichtigten Text des Briefes nichts zu tun hatte, und als die Tinte in der Feder trocken war, tauchte sie diese wieder in das elegante kleine Reisetintenfaß ein und zeichnete damit auf dem Löschpapier allerlei Schnörkel und Arabesken und dann das charakteristische Profil eines Männerkopfes, das eine sprechende Ähnlichkeit mit dem glücklichen Besitzer der Ebenholzmöbel von der Meisterhand des Brustolone trug. Denn Fiore Meldeck war eine mit ganz entschiedenem und zweifellosem Talent für das Porträt begabte junge Dame, und nach der Probe zu urteilen, hatte dieses Talent auch eine ganz beträchtliche Ausbildung erhalten.

Wenn nun jemand einen Blick für die charakteristischen Eigenschaften der menschlichen Züge hat, so ist es auch ganz natürlich, daß er sie zeichnerisch festzuhalten versucht, und das Profil Don Gians mit der typischen Nase der venezianischen Patrizier, das sogenannte Adlerauge, das auch im Profil so viel von der Iris und dem bläulichen Weiß darum sehen läßt, forderten ja geradezu einen Versuch der Wiedergabe nach dem Gedächtnis heraus. Auch das energische, viereckige Kinn mit dem tiefen Spalt darin gelang ihr überraschend, und nur der Mund wollte sie nicht recht befriedigen, denn sie hatte ihn mit dem festgeschlossenen Ausdruck des Ernstes wiedergegeben, während er — namentlich, wenn er zu ihr, Fiore, redete — einen ungemein gewinnenden Ausdruck hatte.

„Wie hübsch, daß Don Gian der englischen Mode

der Bartlosigkeit huldigt," dachte sie, die Zeichnung mit schiefem Kopf betrachtend. „Diese Tracht des Glattrasierten bringt doch die Züge des Gesichtes zu viel besserer Geltung, man sieht den Mund des Mannes und —"

Ein Klopfen an der Tür zu dem Saale ließ sie aus ihrer Betrachtung auffahren. Sie schob hastig den Briefbogen über die Zeichnung auf dem Löschblatt, und auf ihre Aufforderung betrat Frau v. Krähenhausen das Zimmer.

„Ich wollte einmal nachsehen, ob Sie schon von droben herabgekommen sind, liebes Kind," sagte sie mit sauersüßer Freundlichkeit. „Wenn die Herrschaften Sie nicht von uns ausgesondert, sondern uns alle eingeladen hätten, so wäre dies höflicher gewesen, das muß ich schon sagen, aber vielleicht ist es hier so Sitte, und man muß Konzessionen machen — in Rom wie die Römer leben, wie das Sprichwort sagt. Doch dies auszusprechen, war nicht der Zweck meines Kommens."

„Nicht?" fragte Fiore gefaßt. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Gern," erwiderte Frau v. Krähenhausen, und da sie sich beim Niedersetzen zurücklehnte, erlitt sie von der monumentalen Schnitzerei, die die Rücklehne des Sessels krönte, einen recht unsanften Stoß. „Wenn man diese Möbel mehr auf die Bequemlichkeit als auf die Zierde berechnet hätte, so wäre das praktischer gewesen," bemerkte sie, ihren Hinterkopf befühlend, indem sie Fiore dabei anklagend ansah. „Der Hausrat in diesem Palaste verdirbt einem die ganze Freude daran, die im übrigen eine recht mäßige, wenigstens für meinen Geschmack, ist."

Fiore kannte diesen grundsätzlichen Protest gegen alles, „was so ganz anders ist wie bei uns" und hatte gelernt, ihn mit Schweigen zu beantworten.

„Aber natürlich kommt es ja darauf ganz und gar nicht an," erklärte Frau v. Krähenhausen und kam auf den eigentlichen Zweck ihres Kommens.

Man wollte eine Gondelfahrt unternehmen, um dem „Außerordentlichen" den Canale Grande gebührend vorzustellen, und setzte voraus, daß Fiore mit von der Partie sein würde.

Aber Fiore lehnte mit einer Lebhaftigkeit ab, die mehr deutlich als weise war. Sie sei müde — sie wolle das erste Beisammensein von Eltern und Sohn nicht stören — sie habe ein paar dringende Briefe zu schreiben, die noch mit der Abendpost fort müßten.

Frau v. Krähenhausen lehnte den ersteren Grund als „unnatürlich für die Jugend" schlankweg ab und protestierte warm gegen den zweiten; schließlich aber mußte sie sich mit dem dritten zufrieden geben, schluckte sichtlich nur mühsam eine Bemerkung darüber hinab, was Fiore eigentlich hätte stutzig machen müssen, und stand dann auf, um einen würdevollen Rückzug anzutreten.

Schon an der Tür angelangt, drehte sie noch einmal um, lächelte ihr sauersüßestes Lächeln, das Fiore höchst respektlos immer an eine Essigzwetschge erinnerte, und sagte mit schelmisch erhobenem Zeigefinger: „Ich möchte wirklich wissen, liebes Kind, ob Ihnen vorhin nicht die Ohren geklungen haben!"

Fiore, die sich dieses Vorgangs durchaus unbewußt war, gestand dies mit dem unbedachten Leichtsinn der Jugend offen ein.

„Aber," sagte sie verwundert, „warum sollten sie mir denn geklungen haben?"

„Sie haben eine Eroberung gemacht!" erwiderte Frau v. Krähenhausen vertraulich. „Mein Wiwigenz hat die ganze Zeit über dermaßen von Ihnen ge-

schwärmt, daß es mich ganz eifersüchtig gemacht hat. Eifersüchtig natürlich nur im besten und edelsten Sinne, denn eine Mutter muß ja immer darauf vorbereitet sein, das Herz ihres Sohnes einmal mit einer Fremden teilen zu müssen, und ich bin ja so dankbar, daß es in diesem Falle keine Fremde ist —" Sie hielt ein, um ihre Worte besser einwirken zu lassen, fiel dann der auf die Attacke völlig Unvorbereiteten um den Hals und flötete in den süßesten Tönen: „Ach, mein liebes, liebes Kind, es ist der so seltene Fall der Liebe auf den ersten Blick! Solche Gefühle sind ja immer gegenseitige — nicht wahr?"

Fiore machte sich sanft, aber mit Entschiedenheit aus der unerwarteten Umarmung los und trat einen Schritt zurück. Frau v. Krähenhausen bitter, giftig und sauer war keine Wonne, süß aber schien sie ihr geradezu ungenießbar.

„Pardon, wenn ich widersprechen muß," sagte sie. „Ich habe Ihren Herrn Sohn bisher nur wenige Minuten gesehen und kann nicht behaupten, daß diese entscheidend auf mich gewirkt hätten —"

„Ah, mein Kind — ich verstehe das. Diese Gefühle schlummern noch unbewußt in Ihrer Seele," behauptete Frau v. Krähenhausen noch süßer als zuvor. „Ich will ja auch nicht darauf dringen, sie eingestanden zu hören. Lassen wir die Zeit ihr Werk vollenden. Wenn ein Mann von den hohen und hervorragenden Eigenschaften des Herzens, des Charakters und des Geistes wie mein Sohn wählt, dann ist er ja so sicher, so unfehlbar sicher, die gleichen Gefühle zu erwecken! Welch glückliches Wesen sind Sie! Ich bin überwältigt von den Gefühlen, die Sie einem Manne, wie mein Wiwigenz einer ist, einflößen konnten! Denken Sie an die strahlende Zukunft, der Sie an der Seite dieses Auserwählten entgegengehen, und

lassen Sie sich den Blick nicht trüben durch den Gedanken an andere, wie zum Beispiel Ihr Vetter einer ist, von dem mein Sohn uns erzählte, daß er nur auf Geld und Gut sieht und bekannt dafür ist, daß er jedem Mädchen nachstellt, von dem er vermutet, daß es vermögend sein könnte. Er weiß ja natürlich, daß Ihre Pate Sie zur Erbin eingesetzt hat —“

„Ich denke, gnädige Frau, wir brechen das Thema ab,“ fiel Fiore ruhig, aber mit Entschiedenheit ein. „Ich will Sie von Ihrer Gondelfahrt nicht länger abhalten und wünsche Ihnen viel Vergnügen dazu!“

Frau v. Krähenhausen hatte gesagt, was sie sagen wollte, und machte gute Miene zum bösen Spiel. „Oh, ich begreife Ihre mädchenhafte Zurückhaltung, mit der Sie Ihre Herzensangelegenheiten selbst mir verschweigen möchten,“ sagte sie mit bewundernswerter Selbstüberwindung. „Ich lasse Sie darum allein mit Ihren Mädchenträumen. Auf Wiedersehen!“

Und Fiore eine Kußhand zuwerfend, entfernte sie sich.

Fiores Gefühle machten sich, als sie allein war, zunächst in dem klassischen Ausspruche Luft: „Na, da schlägt's dreizehn!“ und dann sank sie auf ihren Stuhl zurück und lachte, lachte, daß ihr die hellen Tränen über das zarte Gesicht herabliefen, was nun zwar ihre „Mädchenträume“ in bezug auf den außerordentlichen Wiwigenz in ein eigentümlich und nicht gerade sehr verheißungsvolles Licht setzte, dafür aber sehr für ihren Sinn für Humor sprach.

Sie wollte sich dann eigentlich über diese Überrumplung zu ärgern anfangen, weil sie sich sehr mit Recht sagte, daß Frau v. Krähenhausen sie doch eigentlich für wesentlich törichter halten mußte, als sie tatsächlich war, aber dazu kam sie nicht recht, weil die Komik der

Sache die Oberhand behielt — was wiederum sehr für ihre geistigen Fähigkeiten sprach, besonders, da sie ohne weiteres ihren Vormund wie seinen Sohn von der Mitwisserschaft an dieser Attacke freisprach.

„Es fällt ihnen ja gar nicht ein, dazu geraten zu haben," dachte sie, sich die Augen trocknend. „Das war ein Staatsstreich, den Mutter ‚Wenn' ganz allein ausgeheckt hat. Der außerordentliche Wiwi hat mir einen ganz anständigen und vernünftigen Eindruck gemacht — was aber doch noch lange nicht hinreicht, um ihn zu heiraten. Mutter ‚Wenn' als Schwiegermutter — das müßte kein übles Vergnügen sein. Ich danke bestens!"

Durch dieses Erlebnis war ihr aber alle Lust zum Briefschreiben vergangen. Es ist wahr, sie hätte den Brief eigentlich schreiben müssen, aber sie konnte ihre Gedanken auf den trockenen, geschäftlichen Inhalt nicht lenken und sah sich nach einer anderen Beschäftigung um.

Ein vorgenommenes Buch verfehlte gleichfalls sie zu fesseln, und sich ihres Versprechens an Doktor Windmüller erinnernd, trat sie an das Paneel der Türfüllung zwischen der Stanza del Brustolone und dem Rosazimmer, dem der Genannte heute früh seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und ahnungslos, daß er bereits den Weg durch diesen Zugang gefunden, begann sie ihrerseits das schon so oft versuchte, fruchtlose Geschäft des Anklopfens. Sie tat das sehr vorsichtig, um sowohl die reizende Malerei der Füllung als auch die geschnitzten und vergoldeten Ornamente darum nicht zu beschädigen.

Die Füllung war hier in zwei oblonge Felder eingeteilt, deren Rahmen schlanke Stäbe bildeten, die in den entsprechenden vier Ecken in graziösem Muschel-

und Gitterwerk ausliefen, an den Längsseiten aber durch zierliche, an Schleifen hängende Fruchtkörbe unterbrochen wurden, deren leichte, kunstvolle Ausführung schon oft ihre Bewunderung erregt hatte. Sie legte auf das rechts von ihr befindliche Körbchen die schlanken Finger — die Schnitzerei war so plastisch, daß man meinen konnte, das niedliche Ding hinge wirklich angeknüpft an der Leiste und man brauchte es nur abzuheben, um es in den Händen halten zu können.

Aber was war das? Mit einer unwillkürlichen Bewegung hatte Fiore das Ornament nach links geschoben, tatsächlich geschoben, und dabei löste sich das Paneel an dem vorstehenden Türrahmen los und öffnete sich lautlos ein wenig wie eine aufgegangene Tür in der halben Höhe des Rahmens, in der die teilende Leiste den oberen Rand maskiert hatte!

Mit einem leisen Ausruf der Überraschung machte Fiore die so zufällig entdeckte, innen gepolsterte Tür ein wenig weiter auf und erblickte die Wendeltreppe, die Windmüller heute früh schon hinabgestiegen war.

„So hat die Maus dem Löwen doch geholfen," flüsterte sie vor sich hin, ahnungslos, daß die Entdeckung schon gemacht war. Und nun kam die Neugierde über sie, wohin diese Treppe wohl führen mochte, und die unwiderstehliche Lust, die Entdeckungsreise darauf anzutreten. Ob die Stufen wohl sicher waren? Doch — sie sahen ganz solid aus, wenn schon sehr schmal und recht staubig. Finster war's auch in dem engen Raum, aber dagegen gab's ja ein Mittel.

Ohne weiter zu zögern und zu überlegen, zündete Fiore die Kerze auf ihrem Nachttisch an, und mit der begeisterten Versicherung, daß „solch ein alter, geheimnisvoller Palast doch geradezu wonnig romantisch" sei, fing sie an, die Wendeltreppe emporzusteigen. Sie kam

ihr endlos vor, und ihrer Berechnung nach mußte sie mindestens in dem Speicher des Hauses, wenn nicht gar auf dem Dache münden, und dann stand sie nach der letzten Windung plötzlich vor einer gleichfalls gepolsterten Tür, deren hier ganz offenkundiger Riegel sich federleicht öffnen ließ. Sie schob den Riegel im Feuer ihres Entdeckungseifers unbedenklich zurück und — stand Auge in Auge vor Don Gian, der gerade aus einem seiner Zimmer ins andere gehen wollte.

„Fiore!“ rief er in der ersten Überraschung höchst inkorrekt, aber — wovon das Herz voll ist, davon strömt der Mund über.

Fiore selbst aber war so überrascht, daß sie das gar nicht beachtete. „Himmlischer Vater — wo bin ich denn da hingeraten?“ fragte sie halb lachend, halb entsetzt über diese plötzliche Begegnung.

„Oh — das ist — gewissermaßen meine Wohnung,“ belehrte er sie.

„Ihre Wohnung!“ wiederholte sie erschreckt. „Ja, ums Himmels willen, was müssen Sie von mir denken! Ich fand nämlich zufällig in der dicken Wand unten bei mir eine Tür in der Füllung zum Rosazimmer und diese Treppe da — und da faßte mich die Neugier, zu sehen, wohin sie führt. Aber Sie müssen nicht denken, daß ich — daß ich hier herumspionieren wollte — o Gott, mir ist es ja so schrecklich, hier bei Ihnen eingedrungen zu sein! Verzeihen Sie mir, bitte — ich trete natürlich sofort meinen Rückzug an. — Das ist ja eine ganz gräßliche Sache, die ich da zuwege gebracht habe!“

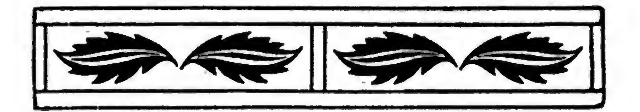
Es ist nicht zu verwundern, daß Fiore in ihrer sehr natürlichen Verwirrung und wirklichen Bestürzung über ihr unbeabsichtigtes Erscheinen in diesen Räumen in ihrer Hast die erste Stufe der ohnehin schmalen Wendel-

treppe verfehlte und fast gestürzt wäre. Es ist noch weniger verwunderlich, daß Don Gian, die Gefahr sehend, Fiore auffing und sie damit vor einem schmerzlichen Unglücksfall bewahrte. Das hätte an seiner Stelle natürlich ein jeder getan, der auch nur einen Funken von Geistesgegenwart und Menschlichkeit besaß; nach seiner Unterhaltung aber, die er am Morgen dieses Tages mit seiner Großmutter hatte, kann es jedoch auch keinen Menschen von Einsicht wundern, daß er Fiore nicht gleich wieder losließ, nachdem er den drohenden Sturz aufgehalten. Der Raum war eng, sehr eng sogar, die Lage eine entschieden unbequeme auf der leiterartigen Wendeltreppe, aber die Gelegenheit war äußerst günstig, und wer sie unbenützt vorübergehen ließe, wäre ein Tor, der das Salz auf seinem Brot nicht verdient.

Man konnte nun von Don Gian nicht eben behaupten, daß er ein Genie war — ein Tor aber war er sicher nicht, das hätte sein bitterster Feind ihm nicht vorwerfen können. Und er bewies es in dieser Stunde zwischen der bewußten dicken Mauer der Ca' Terraferma. Nicht, daß er bei dieser Gelegenheit gerade originell gewesen wäre; er sagte eigentlich nichts weiter als nur immer und immer wieder: „Fiore! Oh, Fiore — liebe, süße, süße Fiore!"

(Fortsetzung folgt.)





Im Suganertale.

Von Artur Achleitner.

Mit 22 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Das Suganertal (Val sugana) besitzt seit einigen Jahren eine Eisenbahnlinie, die als Verbindung der Städte Trient und Venedig eine Bedeutung erlangt hat, die zuerst wohl niemand ahnte.

Sieht man im sauberen Bahnhof Trient den „Treno diretto“ abfahrtbereit nach Venedig stehen, drei Personenwagen und einen Dienstwagen, so muß zunächst der Spottkitzel niedergekämpft und dann der Vorsicht wegen gefragt werden, ob dieses „Zügle“ wirklich und wahrhaftig der direkte Schnellzug Levico—Venedig ist. Die Frage wird aber in beiden Landessprachen bejaht.

Eine große Maschine schleppt keuchend die vier Wagen aufwärts, im weiten Bogen um die schön gelegene Konzilsstadt Trient und durch die Schlucht des Fersenbaches. Haltestellen, wie zum Beispiel Ponte alto, bringen den Charakter der Strecke zum Ausdruck: tief unten der im Sommer fast wasserleere Wildbach, hoch über ihm eine Brücke, noch höher der Schienenstrang; zerklüftete Felsen, üppiges Immergrün des Südens, stellenweise sogar Wald. Die Steigung ist so groß, daß der Reisende jetzt die Kleinheit des „Schnellzuges“ begreift; mehr als drei gutbesetzte Personenwagen könnte eine einzige Lokomotive nicht auf diese Höhe schleppen.

Sobald die Höhe erreicht ist, gelangt man in ein weitgeöffnetes, von sanften Kuppen mit herrlichen Kastanienwäldern umrandetes Tal, in dessen Hintergrunde die stolzen Zinnen und Zacken des majestätischen Brentastockes aufragen. Prächtige Wiesen ringsum, Matten so grün und herrlich wie in der Steiermark, an den Hängen Lärchen duftig und fein. Und dann schmächtige Baumstämmchen, die ihre kahlen Äste und Zweige wie verzweifelt gen Himmel strecken, und Maulbeerbäumchen, die ihres Laubschmuckes beraubt wurden, da sie ihre Blätter zur Nahrung der Seidenwürmer hergeben mußten. Die Bauern dieser Breiten sehen ja nur zweimal im Jahre etliches Geld, wenn sie die Gespinste ihrer Seidenwürmer und im Herbst, wenn sie den Wein verkaufen können. Das letzte Blättchen wird dem Maulbeerbaum genommen. Und das Bäumchen ist so freundlich, etliche Wochen später nochmals Blätter zu treiben.

Südlich Land die Sugana, südlich und anders die Verhältnisse, südlich Land und Leute. Und schön, eigenartig schön.

In munterem Fahrtempo erreicht der Zug das reizvoll gelegene, sprachlich rein italienische Städtchen Pergine, beschirmt von der auf stattlichem Hügel thronenden Burg Persen, die häufig die „Wartburg" Südtirols genannt wird.

Vor etwa hundert Jahren soll hier das Deutsche noch Volkssprache gewesen sein. Heute gibt es unter den mehr als 4000 Einwohnern des malerischen Städtchens Pergine kaum 200 ortsansässige Deutsche.

Pergine mit gutgeführten Gasthäusern ist ein überaus günstiges, doch wenig benütztes Standquartier für Wanderungen auf das Hochland von Pinè-Montagnaga, für Übergänge in das Fersental, dessen eine Talseite

rein deutsch, die andere ganz italienisch bevölkert ist, in das Zimmerstal und Fleimstal. Soviel über Verpflegung in Orten mit rein italienischer Verkehrssprache geschimpft wird, Pergine ist eine Stätte, wo



Ing. Rolf Gebling.

Pergine, Straße mit Kirchturm.

man auch in den italienischen Gasthäusern sehr gut ißt und guten Wein bekommt.

Das hübsche Städtchen beherbergt auch Militär, darunter eine Eskadron berittener Landesschützen, die der tirolische Volkswitz „Gletscherhusaren“ nennt. Früher dienten nur Tiroler bei dieser Truppe; da aber die Gefürstete Grafschaft nicht genügend eingeborene Ka-

valleristen lieferte, sah sich die Militärverwaltung genötigt, zur Vervollständigung des Mannschaftsstandes bei den berittenen tirolischen Landesschützen Soldaten auch aus anderen Kontingenten der Landwehrkavallerie einzustellen. Daher erlebt man beispielsweise im sprachlich rein italienischen Pergine die Überraschung, daß



Ing. Rolf Geyling.

Pergine, Platzpartie.

ein Teil der berittenen tirolischen Landesschützen — Kroatisch spricht.

Das uralte, verfallene Kastell Pergine war Eigentum der fürstbischöflichen Kurie von Trient und wurde vor etlichen Jahren an eine deutsche Gesellschaft m. b. H. verkauft, die ein Sanatorium errichten wollte. Aus

den Ruinen der Burg erblühte neues Leben in Gestalt eines Hotels mit national-apartem Betrieb. Der Aus-



Gebr. Bährendt, Meran.

Burg Persen, von Südosten.

blick von der Burg ist geradezu wundervoll und der Aufenthalt frei von allen nationalen Reibungen. Und in den Sälen der Burg Persen sitzt es sich bei guter

Verpflegung prächtig. Die Mitglieder dieser Burggesellschaft haben sich ihre Wohnzimmer nach eigenem Geschmack, meist im Stile des Mittelalters, eingerichtet und sehenswerte Räume geschaffen. Ein kleiner Trakt enthält Fremdenzimmer mit moderner Hoteleinrichtung, gut und verhältnismäßig sogar billig, so daß allen Ansprüchen Genüge geleistet wird.

Unweit der alten Heer- und Handelsstraße, die Venedig mit Trient verband, rattert der Zug weiter zum See von Caldonazzo, den Ludwig Steub das „leuchtende Auge" dieser schönen Landschaft nannte. Die Umrahmung lockt ganz merkwürdig zu Besuch und Studium. Es wimmelt in dieser südlichen Bergwelt von historischen Rätseln, die noch nicht gelöst sind. Viele Behauptungen und keine Beweise dafür, daß einst Langobarden und sogar Kimbern in diesen Gegenden wohnten. Nicht zu vergessen der Kelten, Teutonen, Tiguriner, Goten und Hunnen, die alle hintereinander oder gar zu gleicher Zeit ausgerechnet das Gebiet der Lessinischen Alpen bevölkert haben, wenn die unbewiesenen Thesen richtig sind.

Modern „teutonisch" ist die von der Burg-Persen-Gesellschaft ins Leben gerufene Siedlung St. Christof am See von Caldonazzo, ein Hotel im allerneuesten Münchener Stil, mit Badeanstalt usw. Ringsum sind Villen wie Pilze nach warmem Regen entstanden, darunter die Villa des ehemaligen deutschen Gouverneurs von Kiautschou. Dem Admiral aus dem fernen Osten gefiel es am Gestade von Caldonazzo gelegentlich einer Bummelfahrt durch das Suganertal so gut, daß er sich ein Häuschen baute und nun hier die Tage des Alters verbringt. Sonst ist die junge Siedlung St. Christof das Rendezvous der Offiziere aus benachbarten Garnisonen zur Ausnützung der bequemen, leicht erreichbaren

Badegelegenheit. Überraschend schnell erreicht der Zug dann Levico, den berühmten Bade- und Kurort, die wichtigste Stätte des Suganertales.

Klein und niedlich ist der Miniaturbahnhof, in dem nach Ankunft des Zuges alsbald ein Gewimmel hasten-



Ing. Rolf Gehling.

Burg Persen, Kaisersaal.

der, zaghafter oder auch zeternder Damen entsteht, die ihr großes Gepäck, Kofferungetüme und riesige Hutschachteln haben wollen und auf die Hotelomnibusse zusteuern. Levico ist das Damenbad von großem, internationalem Ruf, Hilfsstation für Frauenleiden.

Fast Tag für Tag verläßt ein Schwarm eleganter

Damen den Schnellzug, der von Levico nahezu leer weiterdampft. Weltstädtisch glatt und rasch vollzieht sich die Unterbringung der Reisenden und Koffer in den riesigen Hotelwagen. Alles ist vorausbestellt, vereinbart, deshalb die verblüffend flinke Abfertigung.

Levicos Heilquellen wurden entdeckt von — Hunden! Wie die Thermen von Gastein einstmals von einem „gichtischen" Hirsch! In seinem Buche „Herbsttage in Tirol" schrieb Ludwig Steub witzig und sarkastisch, daß Jagdhunde die Heilquellen entdeckten und meist dann benützten, wenn die p. t. Hunde unter — Melancholie, Kongestionen, Nervenbeschwerden und Magenstörungen litten und sich von diesen Leiden befreien wollten. Mit diesem beißenden Witz wollte Ludwig Steub sticheln auf die Mediziner vor hundert Jahren, auf die Ärzte, die den Gebrauch der Heilquellen verboten hatten. Steubs bissige Bemerkung griff später der Spottkünstler Hermann Bahr auf, der gelegentlich eines Besuches von Levico (1908) schrieb: „Die Menschen mieden die Quellen, hielten das Natürliche für Teufelswerk. Aber die Hunde, die offenbar heidnisch geblieben waren, sah man, wenn sie sich irgend im Gemüt oder an der Haut gejuckt fühlten, flugs nach dem Berge (hinauf nach Vetriolo) rennen, um sich in der Höhle dort abzuwaschen. Allgemach entschlossen sich dann auch etliche Menschen dazu, die erfahren haben mochten, daß der Mensch gut tut, seinem Hunde mehr als dem eigenen Verstand zu trauen. Sie hatten es nicht zu bereuen, auch sie genasen von allerhand Jucken; die Kunde ging herum, und so fing dort gar bald ein lustiges ‚Bauernbadl' an, wie mit solchen Tirol noch heute in vielen Tälern gesegnet ist."

Aus einem wahrhaft prachtvollen Park grüßt das

hoch thronende neue Kurhaus, ein eleganter, vornehmer Bau, freundlich entgegen.

Das andere alte Kurhaus, seit seiner Renovierung behaglich und gediegen, steht am Westende des Städtchens, hübsch im Grünen, göttlich ruhig. Hier ist's still



Ing. Rolf Gehling.

Burg Persen, Halle.

sogar an Sonntagen, denn jeglicher Zungenlärm südlich lebhafter Städter endet am Bache, der das Kurhaus nebst etlichen Hotels vom eigentlichen Städtchen trennt. Dieses im Sommer fadendünne Wässerlein scheidet, seine Überbrückung verbindet die distinguierte Welt des Kurpublikums und die Levikaner, die man

ja nicht nach der malerischen Verwahrlosung ihrer Häuser — soweit es sich um Bauern oder Winzer handelt — beurteilen darf. Auch nicht nach der ärmlich dunklen Kleidung der Weiber, die altem Brauch zufolge das Wasser vom Brunnen in kupfernen Eimern an Stangen auf der Schulter heimtragen. Was nach Armut oder doch Dürftigkeit aussieht, ist nur italienische Sorglosigkeit, uralter, südlicher Brauch, eine im Hinblick auf das elegante und verwöhnte Kurpublikum scharf auffallende Genügsamkeit. Levico ist nämlich durchaus nicht arm, besitzt eine goldene Eier legende Henne in Gestalt der weltbekannten Heilquellen (Arsen und Eisen) hoch oben in Vetriolo, nennt Alpgründe und große Wälder sein eigen und zieht daraus klingenden Nutzen. Lachen können die Levikaner, sich ihres sehr respektablen Eigentums freuen und recht vergnügt in die Zukunft blicken. Nur einer lachte vor vielen Jahren nicht, jener Bauer, der in Vetriolo den Streifen Wald mit den Heilquellen für — tausend Gulden an die Stadtgemeinde verkaufte und erst hinterdrein merkte, was er weggegeben hatte in ahnungsloser Einfalt. Der Magistrat von Levico mag sich diebisch gefreut haben, denn die Vorteile sprangen schon damals in die Augen. Aber zur Ausnützung dieses Geschäftes fehlte der Weitblick, vor allem das Betriebskapital, der Wagemut. Derlei Mängel konnten freilich den Levikanern um so weniger verübelt werden, als damals sogar die Wissenschaft einen Mangel an Intelligenz aufwies. Der Amtsarzt von Trient analysierte das Wasser der Heilquellen und entdeckte neben Kupfer und Eisen wahrhaftiges Arsenik, einen Bestandteil, der Anno 1816 nur als gefährliches, menschenfeindliches Gift angesprochen werden konnte. Der Arzt als Amtsperson verbot also den Konsum des Wassers, die Kreishauptmannschaft

tat das ihre und verfügte die Schließung der Kur- und Badeanstalt. Die Levikaner ließen die Ohren hängen und seufzten italienisch. Zum Glück befanden sich Leute als Kurgäste in Vetriolo, der damals alleinigen Stätte des Kurbetriebes, lebhafte und energische Menschen



Phot. Gebr. Bährendt, Meran.

S. Cristoforo am Caldonazzosee.

mit wenig Respekt vor dem Trientiner Amtsweisen. Diese Kurgäste rissen die Levikaner wie die Bevölkerung des Suganertales in den Strudel der Entrüstung; es kam zu einem sehr anerkennenswerten Protestspektakel. Die Folge war, daß der Amtsschimmel krebste, die Wissenschaft mit fabelhafter Eile „umsattelte“, im Jahre

1817 „entdeckte", daß das Gift Arsen bei „entsprechender" Anwendung kein Gift, sondern ein Heilmittel, also zu „erlauben" sei. Weil aber der Amtsschimmel wie überall trotz der größten Blamage dennoch Recht behalten will und muß, wurde amtlich verfügt, daß die Kuren nur unter ärztlicher Aufsicht stattfinden, Bäder nur nach ärztlicher Vorschrift gegeben werden durften. Der Amtszopf von Anno 1817 wuchs sich seither zu einer Annehmlichkeit für die Kurärzte aus. Und für das Badepublikum wurde die kindlich naive Verfügung insofern eine Wohltat, als der zuweilen leichtfertige, gesundheitsgefährliche und kontrollose Bädergebrauch ein Ende nahm und überdies die Gefahr, daß Personen mit ansteckenden Krankheiten die Bäder gebrauchen, hintangehalten wurde und wird.

Immer ergiebiger wurde der Segen der Heilquellen, besonders nachdem die Gemeinde im Jahre 1860 die Quellen von Vetriolo und Levico zu Tale geleitet und die Ausnützung der Quellen einer einheimischen Aktiengesellschaft übertragen hatte. Aus aller Welt kamen Kränkliche und Kranke, die in Levico gesund werden wollten und wurden. Das alte Kurhaus und ein später hinzugekommenes privates Hotel konnten die vielen Gäste nicht mehr fassen und sich auch nicht auf der Höhe der wachsenden Ansprüche halten. Zu Neubauten aber hatte der Magistrat weder Geld noch Mut. Auch der tirolische Landesausschuß nicht. In ganz Österreich kam, wie Hermann Bahr spottet, niemand auf den so einfachen Gedanken, in Levico ein gutes Werk zu tun und durch Geldhergabe zugleich ein gutes Geschäft zu machen. Auf den einfachen und praktischen Gedanken kam erst ein Berliner Konsortium, das mit der Stadtgemeinde Levico einen langfristigen Pachtvertrag abschloß und in großzügiger Weise mehrere Millionen investierte.

Wahrlich Großartiges an Bauten von eleganten Kurhäusern, herrlichen Parkanlagen, Kunststraßen, Bädern usw. wurde geschaffen; aus dem „Bauernbadl" ward ein Kurort von internationaler Bedeutung, ein Bad von Weltruf. Denn so viele Quellen mit Eisen-



Gebr. Bährendt, Meran.

Caldonazzosee, Blick auf S. Cristoforo.

gehalt es gibt, nur das Starkwasser von Levico hat neben dem höchsten Eisengehalt aller bekannten Quellen dazu noch reichlich Arsen, ist also konkurrenzlos in Europa.

Auf Schritt und Tritt ist das großzügige Wirken der Heilquellengesellschaft zu spüren, und die Kapitalanlage von drei Millionen verzinst sich gut. Das weiß auch der Magistrat von Levico. Im Jahre 1940 wird wohl

eine heiße Schlacht wegen Erneuerung des Pachtvertrages unter gesteigerten Ansprüchen seitens der quellenbesitzenden Stadt geschlagen werden.

Heute bietet die Gesellschaft mit ihren prächtigen Etablissements, mit den anerkannt vorzüglichen und gewissenhaften Kurärzten die unbedingte Gewähr dafür, daß sich Reichsdeutsche voll Vertrauen und unbedenklich in Levico niederlassen dürfen. Diese Gewähr hat um so größere Bedeutung, als die Kurgäste überwiegend Frauen und Mädchen aus Deutschland sind. Selbstverständlich kommen auch Gäste aus Österreich-Ungarn, aus dem nahen Italien, aus England, Frankreich, Rußland usw. Prinzessinnen aus Bayern, Preußen, russische Großfürstinnen, Damen des reichsdeutschen und österreichischen Hochadels findet man in den Kurlisten von Levico sehr oft.

Die größte Sehenswürdigkeit von Levico sind selbstverständlich die Quellen in Vetriolo. An tausend Meter über dem hübschen Städtchen, im Bergwalde, tief im Berginnern befinden sich die weltberühmten Heilquellen. Insbesondere die Starkquelle ist das natürliche Auslaugungsprodukt der mächtigen Pyritlager, die jahrhundertelang bergmännisch industriell zur Eisenvitriolgewinnung ausgenützt wurden. Als zu Ende des 18. Jahrhunderts Holzmangel diesen Industriebetrieb unmöglich machte, wurde die Quelle therapeutischen Zwecken freigegeben.

Durch einen ausgemauerten, 2 Meter hohen und 1 Meter breiten Stollen, der in mehreren Ausbuchtungen die Reste alter, einst bergmännisch betriebener, dann aber eingegangener Seitenstollen zeigt, wandert man auf Brettern wohl 140 Meter hinein in Bergesnacht; der Pilger, eingehüllt in einen Leinenkittel mit Kapuze und mit einem Grubenlicht in der Hand, geführt

vom Quellenwächter. Kühl und feucht ist der Bergesodem, Nacht und Finsternis ringsum, geheimnisvolles Raunen dazu — der Gang zum Hades, bis der Stollen endet und in einer Grotte die Starkquelle in zwei Adern aus dem Felsen tritt, still und bescheiden, nicht



Pasquali, Levico.

Levico, von S. Biagio.

brausend, nicht anmaßend. Ein schwaches Quellengemurmel nur ist zu vernehmen. Und doch geht das Naß dieser Äderchen durch die ganze Welt!

Graugrün das Gestein, aus dem die Heilquelle so dünn kommt, daß der Beschauer glaubt, das Versiegen abwarten zu können. Ein gewaltiger Irrtum ist aber dieser Glaube, denn die dünne Starkquelle hat

bei völlig gleichbleibender Konzentration eine Ergiebigkeit von 10 bis 25 Litern in der Minute! Und dieser Segen quillt seit Jahrhunderten aus dem Gestein, ohne Unterbrechung. Die Äderchen fließen in ein Tonbecken, aus dem jener Teil der Starkquelle genommen wird, der in Flaschen abgefüllt und zu Trinkkuren verwendet wird. Der Überschuß, ferner die Quellader aus dem ersten Schachte und die zahlreichen Kapillarzuflüsse im inneren Drittel des Hauptstollens sammeln sich auf dem Boden des Stollens unter den Brettern (daher das Raunen), werden am äußeren Ende des inneren Drittels durch einen kleinen Zementdamm gestaut und von da in einem Rohr zum Stollenausgang geleitet, wo sich eine Art Brunnen befindet. So frisch ist das in daumendickem Strahl ausfließende Wasser hier, daß das Glas anläuft. Hell und klar ist das kostbare Naß, säuerlich, fast bitter schmeckend: arsenhaltiges Eisensulfat, das stärkste aller Eisenwasser Europas!

Beinahe ehrfürchtig schlürft man dieses weltbekannte Naß, so nahe dem Ursprung. Millionen Menschen trinken es und gewinnen die Gesundheit wieder; kaum etliche hundert standen je an der Quelle.

Zu Wagen auf der von der Heilquellengesellschaft mit großem Kostenaufwand erbauten Kunststraße von Levico nach Vetriolo ist der Quellenbesuch sehr erleichtert, sicher die größte Sehenswürdigkeit von Levico und des schönen Suganertales.

Wer das Großartige des Tales so recht sehen will, muß von Levico beziehungsweise Caldonazzo aus in das durch seine Steilstürze imponierend wirkende Centatal auf der bewundernswerten Kunststraße hinauf zum Hochplateau von Lavarone (Lafraun) wandern oder fahren. Mit vollem Recht empfiehlt der vom Chefarzt Dr. Liermberger meisterhaft verfaßte „Levicoführer“

unter den zweihundertfünfzig Ausflügen ab Levico den Besuch von Lavarone und Lusern als den lohnendsten und interessantesten.

In Südtirol weiß jedermann, daß das Hochgebiet von Lavarone vorzügliches Material von Bausteinen



Pasquali, Levico.

Neues Kurhaus in Levico.

hat, und daß die Bewohner dieser 1170 Meter hoch gelegenen Gegend als vortreffliche Steinarbeiter gesucht sind. Den glänzendsten Befähigungsnachweis haben die Lafrauner vor aller Welt dadurch erbracht, daß sie die wahrhaft großartige, den Felsen mühsam abgerungene Kunststraße mit eigenen Händen und noch dazu aus eigenen Mitteln musterhaft erbaut haben, um

eine Verbindung ihrer weltabgelegenen Heimat mit dem Suganertale zu erlangen. Für jene Zeit, die moderne Hilfsmittel, wie Bohrmaschinen mit elektrischem Antrieb usw., noch nicht kannte, bedeutet die Erbauung



Filippini, Rovereto.

Levico, altes Kurhaus.

dieser Kunststraße in zahllosen Windungen an den Westwänden des Cimone, mit zwei Tunnels, mit einer Steigung von rund 600 Metern, eine grandiose Leistung, die nicht etwa unter Oberleitung eines geschulten und erfahrenen Ingenieurs, sondern unter Führung eines schlichten Steinbaumeisters aus Lavarone bewältigt wurde. Noch dazu mit bescheidenen Geldmitteln, da die Gemeinde Lavarone allein für die Baukosten auf-

kommen mußte. Es hieß sparen, und wegen der beschränkten Mittel konnte die Straße nur schmal gebaut



Bassanalli, Levico.

Levico, Hof eines Bauernhauses.

werden. Dennoch ist sie ein Bauwerk, das sich den neuesten Kunststraßen in Tirol ebenbürtig zur Seite stellen darf. Für Automobile ist sie wegen ihrer

Schmalheit und starken Steigung freilich nicht benützbar.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Centatales hat die Militärverwaltung unter Aufwendung sehr bedeutender Mittel eine hochmoderne Straße behufs Verbindung Trients mit den Hochplateaus von Lavarone und Folgaria sowie mit Calliano, die sogenannte Friccastraße, erbaut, die strategischen Zwecken dient und selbstverständlich den allergrößten Ansprüchen für Benützbarkeit entspricht. Der Gegensatz zwischen diesen beiden Straßenbauten allein ist eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges; am Cimone die Arbeit von Bauernhänden, die Schöpfung gebirglerisch bescheidener Intelligenz mit wenig Geld und gutem Willen; an der Fricca ein hochmodernes Bauwerk mit dem Aufwand von mehr als einer halben Million, eine ebenso praktische wie elegante Kunststraße, auf die die Ingenieure stolz sein dürfen.

Auf der alten Straße hinauf nach Lafraun steht 828 Meter hoch ein kleines Zoll- und Wirtshaus, wie ein Schwalbennest an den Felsen geklebt, der Albergo alla stanga. Eine köstliche Episode hat sich vor etlichen Jahren in diesem Felsennest abgespielt. Pilgerte da eine deutsche Schriftstellerin mit viel Gemüt und geringen Kenntnissen der welschen Sprache empor zum Mauthäuschen und fand es hochpoetisch und entzückend, daß die Italiener dieses Haus „alla stanca", Gasthaus „zur Müden", nennen. Müde war die Schriftstellerin bereits, sie bezog die Benennung des Häuschens auf ihre Person und schrieb über diese Hausbenennung „zur Müden" eine schwärmerische Epistel, die den Italienern, soweit sie Deutsch lesen konnten, eine große Freude bereitete. Der schwärmerischen Dichterin ist nur eine kleine Verwechslung dabei unterlaufen, das Häuschen

heißt nämlich nicht „alla stanca" (stanco, stanca = müde, sondern „alla stanga" (stanga = Schlagbaum, Zollschranke, Wegmaut), also Gasthaus zur Wegmaut (Zoll-



Ing. Rolf Geyling.

Levico, Bauernhäuser.

haus)! Mit der Gaststätte zur „müden Wanderin" ist es demnach nichts.

Schier bei jeder Straßenkehre bieten sich neue, fesselnde Reize alpiner Schönheit. Erschütternd ist der Blick in die gähnende Tiefe zur Bachsohle des wildzerrissenen Centatales. Gleitet der Blick hinüber zum ziemlich hochgelegenen Dorfe Centa, so fühlt sich das

Auge erquickt vom Grün der Kastanienwälder. Nicht Haine, nein Wälder echter Kastanien, alter mächtiger Baumriesen, stehen dort auf dem Schieferboden. Subtropische Vegetation unten im Suganertale, üppig ent-



Ing. Rolf Geyling.

Levico, Friedhof.

wickelt schon im Mai, etwa 600 Meter höher findet man noch um Mitte Juni nordische Lenzespracht mit zauberisch schönem Blütenreichtum. Auf dem welligen Plateau von Lavarone (1171 Meter) gibt es erstaunlich saftige Almwiesen, herrlichen Hochwald, vergleichbar mit dem bayrischen oder steirischen Hochland, darüber die lachende Sonne Italiens, das tiefblaue welsche Firmament.

Eine eigenartige Welt von ungeahnter Schönheit des Nordens und Südens zugleich umschließen die Hochplateaus der Lessinischen Alpen: Lavarone, Folgeria und Lusern. Es fehlt hier die Wucht der Dolomiten, der Eisriesen und Kolosse der Zentralalpen oder Tauern, die bis zum Gipfel begrünten Berge erreichen kaum 2000 Meter; dennoch wirkt dieses Gebiet bezaubernd



Pasquali, Levico.

Levico, Piazza Parrocchiale.

mit sozusagen schlichten Mitteln: mit zwei Farben, Grün und Blau und mit märchenhaften Tiefblicken in wildromantische Grenztäler, die schlangengleich durchzogen sind von gelben, windungsreichen Kunststraßen auf

österreichisch-tirolischem Boden wie drüben auf italienischem Grund.

Über nördliche Alpengebiete lacht an klaren Tagen ja gewiß auch die liebe Sonne, ein sanftes, harmloses



Pasquali, Levico.

Levicosee von Westen.

Lachen, gütig, mild und keusch. Auf Lavarone, noch höher auf Lusern, der letzten deutschen Sprachinsel im Süden, lacht Helios glühend, der Sonne brennende Liebe wirkt ungestüm und blasenziehend. Man ist infolge der Höhenlage zu nahe dem Weltlicht und Firmament, der Glückseligkeit. Daher der wonnetrunkene

Wanderer sich in einen lichtgierigen Falter verwandelt, der sich die Flügel verbrennt. Nicht die Spur von ewigem Eis ist vorhanden, dennoch etwas wie Gletscherbrand auf den Hautstellen, die Helios erreichen und bestrahlen kann.

Der Hauptort des welligen Plateaus von Lavarone liegt auf einem kleinen Hügel und heißt, weil er im



Pasquali, Levico.

Lavaronestraße, Albergo alla stanga.

Besitz der Pfarrkirche ist, Chiesa. Die anderen Ortschaften liegen weit verstreut auf der Hochebene und sind wohl völlig italianisiert.

Wo das unvergleichlich satte Grün der Wiesen von

grauem Gestein, ähnlich gewaltigen Steinbrüchen, unterbrochen ist, steckt ein Grenzfort in den nackten Felsen, harmlos aussehend, kaum erkennbar. Graue Forts, die ganze österreichische Grenze hier gespickt mit solchen Verteidigungsstellen. Grün und weil älter noch weniger



Pasquali, Levico.

Lavaronestraße, Blick auf Centa.

erkennbar dem Zwecke nach, raffiniert eingebaut, mit Rasen gedeckt die italienischen Forts drüben auf den Höhen des Val d'Astico usw. Man sieht keine Kanonen, aber man fühlt ihre Nähe. Es wimmelt von Militär, das 1200 Meter hoch sommerfrischelt und wintersportelt. Üppig blühende Dolden des Goldregens zwischen

jungem Lärchengrün, reichster Blumenschmuck auf den Hochwiesen, daneben und auf sorgsam gebauten Militär-



Pasquali, Levico.

Mühle im Centatale.

straßen exerzierende Kaiserjäger und Gebirgsartillerie. Nicht zu vergessen die Abteilungen mit Maschinengewehren, die sich wie Brennesseln vermehren. Die

göttliche Stille des Hochplateaus wird grausam unterbrochen durch schmetternde Hornrufe und Trompetensignale. Der Dienst ruht nimmer. Krieg im Frieden stetig. Verschwunden die Sommerfrischler aus Italien, auch



Pasquali, Levico.
Lavaronestraße mit Filadonna (Berg).

die sonst recht militärfreundlichen Wiener, die hier nicht „raunzen" konnten, nicht photographieren durften, und deshalb lieber wegblieben. Mehrere Hotels sind darum, an das Militär verpachtet, in Kasernen umgewandelt.

Um etliche hundert Meter höher liegt Lusern, der letzte deutsche Ort im österreichischen Süden. Drüben

auf italienischem Boden, in den sette comuni (sieben Gemeinden), gibt es nur noch verstreute deutsche Sprachreste. In Lusern, wo der Himmel zum Greifen nahe scheint, fehlt das Militär, das in den unheimlichen Grenzforts steckt; hier wohnt seit dem großen Brande vom 9. August 1911 das graue, bitterste Elend. Viele Häuser liegen noch in Schutt und Trümmern, nur wenige



Pasquali, Levico.

Lavarone, Chiesa.

sind dürftig neu aufgebaut. Gräßlich wirken die starrenden schwarzen Ruinen in dieser luftigen Höhe, im Grün der Matten, in dieser herrlichen Alpenwelt.

Mit großem Lärm sind die Sammlungen für die

so schwer heimgesuchten Bewohner der südlichsten deutschen Sprachinsel eingeleitet worden; klein war das Sammelergebnis. Alles in allem mit den Zuschüssen von Land- und Reichsregierung knapp hunderttausend



Gebr. Bährendt, Meran.

Lavaronesee mit Hotel du Lac (Kaserne).

Kronen. Ein alter Luserner versicherte, daß der Schaden mehr als eine halbe Million betrage. Der Mitteilung folgte ein Seufzer. Dann ging der gebeugte Mann im langen Weißbart zur Kirche, wo die sonntägige Nachmittagsandacht begann. Und jung und alt, groß und klein versammelte sich im Gotteshause, das vom Feuer verschont geblieben war. Wie ausgestorben schien

das arme Dorf in lichter Höhe. Trotz Elend und Not lebt das Gottvertrauen in den braven Älplern von Lusern.

Hier ergibt der Bodenbesitz noch nicht ein Viertel der Lebensbedürfnisse der Bewohner, von denen deshalb ein großer Teil auswärts Arbeit und Verdienst suchen muß. Viele Familien sind gänzlich ausgewan-



Basquali, Levico.

Val d'Astico, durch dessen Talsohle die Reichsgrenze läuft.

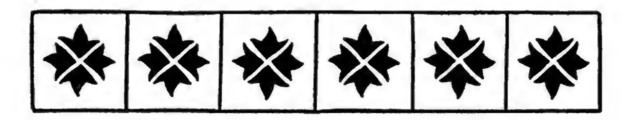
dert. Etwa neunhundert Einwohner mit deutscher Umgangssprache bevölkern noch Lusern und den nahegelegenen Weiler Tezze.

Das Luserner Deutsch, eine Mundart, die durch das

Mittelalter bis weit hinauf in die Neuzeit auf den Hochländern dieses Gebietes allgemein gesprochen und noch mehr in Zeitschriften besprochen wurde, bekommt der fremde Besucher nicht zu hören. Dieser Haussprache bedienen sich die Leute nur, wenn sie ganz unter sich sind. Fachleute und Laien haben sich über diesen Dialekt den Kopf zerbrochen, ebenso über Ortsnamen und Flurbezeichnungen, die deutsch sind, aber italianisiert wurden. Die Bewohner der sette comuni und der übrigen Hochgebiete nannten ihre Mundart „zimbrisch". Darob eine Zeit hindurch großer Jubel bei den Forschern und Entwicklung von viel Gelehrsamkeit, bis ein schlichter, doch heller Kopf nachwies, daß es sich nicht um Nachkommen der „Zimbern" oder richtiger „Kimbern", sondern um eine volksethymologische Mißdeutung des Wortes „Zimber" = Zimmer handelt. Zimmerleute, Holzarbeiter! Das Wappen der sette comuni weist einen holzfällenden Arbeiter auf, und zwar sehr deutlich. Gleichwohl „forschte" man weiter nach alten — Zimbern.

So manches Dorf in Tirol ist dank deutscher Hilfe aus Schutt und Asche schöner denn je erstanden. Das von der Gelehrsamkeit so viel umworbene Lusern, die letzte deutsche Sprachinsel, liegt noch immer in Trümmern!





Seemannsgarn.

Eine Geschichte von der Wasserkante.

Von Otto Hoecker.

Irgendwo in einem vergessenen Winkel einer der zahlreichen Rügener Buchten liegt ein Fischerdorf. Es ist so klein, und seine Bewohner sind so arm, daß sie sich ohne Wirtshaus behelfen müssen. Eine Kirche ist natürlich erst recht nicht dort zu finden. Das öffentliche Leben spielt sich im Kramladen bei Hennings ab. Dort klatschen am Frühabend die Frauen, wenn sie ihre Bedürfnisse für den nächsten Tag einkaufen. Am Vormittag finden sich die Männer im Laden ein und sammeln sich um den bauchigen Eisenofen. Da tauscht man dann die spärlichen Neuigkeiten aus und kannegießert wohl auch ein wenig; zuweilen aber vertreibt man sich die Zeit mit dem Erzählen selbsterlebter Abenteuer. Zeit ist so ziemlich das einzige, was man dort im Überfluß besitzt.

Junges Volk oder Männer in der Blüte ihrer Jahre sind im Dorfe nur selten anzutreffen. Meist lebten dort betagte Leute, die auf Erden nichts anderes mehr zu tun hatten, als auf den Tod zu warten. Zumeist abgetakelte alte Teerjacken, die auf Kauffahrteischiffen alle Meere befahren hatten und nun im Heimatsnest von kärglich zubemessenen Ruhegeldern zehrten. —

Auch heute vormittag ging es bei Krämer Hennings

lustig zu. Der Ehrensitz im Laden, ein altersschwacher Rohrsessel mit brüchig gewordenen Armstützen, stand mit der Rücklehne gegen den Ladentisch, und auf seinen Insassen, den alten Kapitän Dugge, richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit.

„Wie ich euch sagte, Jungens,“ äußerte eben der Alte, der noch hinfälliger als die ihm gebotene Sitzgelegenheit schien, und ließ die wasserhellen Äuglein vergnügt in die Runde wandern, „wir konnten den Walfisch nicht mehr brauchen. Das war ganz ausgeschlossen, weil wir schon übervolle Ladung hatten. Aber weil's Öl war, schwammen wir flott — hähä! Was nun mit dem Prachtkerl beginnen? Ihn einfach mit der Strömung weitertreiben lassen, hätt' einen Seehund jammern müssen! Na, ich will weiter kein Aufhebens davon machen, aber wie immer, kam mir auch damals 'n ganz verwünscht gescheiter Einfall. Hähä! Von der Polarnacht habt ihr schon alle mal gehört — was? Na ja, die dauert ausgerechnet ein halbes Jahr und in Schaltjahren noch 'nen Tag länger. Also, die war am nächsten Tag fällig. Wir mußten natürlich am Fleck, wo wir vor Anker lagen, überwintern. Was machten wir nun mit dem Wal, Jungens? Hähä, ihr erratet's nicht, und wenn ihr auf der Stelle hundert Jahre alt werdet! Also hört zu: Wir bohrten ihm einfach 'n armdickes Loch in den Schädel und stopften dann 'n sechszölliges Schiffstau hinein; ging an die fünfzig Meter tief, bevor's am Schwanzende wieder herauskam. Natürlich ließ ich den Docht über Nacht hübsch ansaugen und dann — hähä, Jungens, merkt ihr was? — wie's also am nächsten Mittag so 'nen hörbaren Knacks durchs Eis gab, was es beim Eintritt der Polarnacht immer tut, weil's dann auf einen Schlag stockfinster wird — nun ja, da strich ich

einfach 'n Streichholz über den Hosenboden und zündete damit das Hundertmetertau wie den Docht einer Unschlittkerze an. Und was soll ich euch sagen, Jungens? Hätt' ich's nicht selbst miterlebt, würd' ich's einfach nicht glauben. Aber 's ist Tatsache! Der Docht brannte mit 'ner zehn Meter hohen Flamme volle sechs Monate lang, hell wie 'n Leuchtturm. Genau so lange hielt uns das Eis fest. Um uns nichts wie Kälte und Nacht und 'n paar tausend Eisbären. Die schlugen wir aus lauter Langweile zum Zeitvertreib tot, wie man hierzulande Fliegen totschlägt, und wer die meisten erlegt hatte, kriegte abends 'n Stück Zucker mehr in den Grog — Tatsache, Jungens, tot hinfallen will ich, wenn's nicht wahr ist! Braucht ja nicht sofort zu geschehen, das Hinfallen nämlich — hähä. Aber das ganze halbe Jahr war's in unserem Kasten so hell, daß man die Luken schließen mußte, wollte man 'ne Mütze voll Schlaf nehmen, sonst ging's nicht. Und wie dann so nach und nach wieder die Sonne zu scheinen begann, mußten wir uns erst wieder an ihr schwaches Licht gewöhnen, weil nämlich der Walfisch so blendend hell gebrannt hatte."

Argwöhnisch schaute der Alte im Kreise seiner Zuhörer umher, ob ja auch keiner eine ungläubige Miene aufsetzte. Als dann aber eine laute Lachsalve durch den Laden dröhnte, winkte er mit verkniffenen Äugelchen dem neuen jungen Landarzt zu, der auch auf ein Stündchen in den Kramladen gekommen war, um sich schneller mit den Dorfinsassen anzufreunden, und lachte dann selbst am meisten über das selbstgesponnene Garn.

„Vadding, diese schöne Geschichte müßtet Ihr eigentlich Pieter Sörensen erzählen," meinte einer der Männer, während er seine Angelgeräte vom Boden aufraffte und sich zum Gehen anschickte.

„Ei wo!“ wehrte ein anderer lachend ab. „War ja soweit 'n ganz niedliches Garn. Aber Pieter Sörensen kann's noch besser.“

Fuchtelnd schwang Kapitän Dugge seinen Stock nach dem Vorlauten. „Pieter Sörensen ist ein Lügner!“ rief er. „Kein wahres Wort kommt aus seinem ungewaschenen Maul. Sag's ihm wieder, wenn du willst!“

„Mögt Ihr selbst besorgen, Vadding, denn da kommt er gerade zur Tür herein!“

Andere hatten gleichfalls aufbrechen wollen. Nun legten sie ihre Netze und Angeln wieder nieder und zwinkerten sich verständnisinnig zu.

„Das gibt wieder 'nen Hauptspaß!“

Kapitän Dugge fuchtelte nicht länger mit seinem Stock. In großer Eile hatte er vom Ladentisch ein Zeitungsblatt genommen, hielt es aber zufällig verkehrt, was er gar nicht merkte, da er nur durch seine Brille lesen konnte, und die vergaß er seit Menschengedenken regelmäßig.

Die Verlegenheit der Anwesenden hatte den neuen Ankömmling natürlich sofort erraten lassen, daß man gerade von ihm gesprochen gehabt hatte, und ein Blick auf die vom Kapitän verkehrt gehaltene Zeitung besorgte ein übriges. Wiederholt nickte der hünenhafte Mann vor sich hin, strich sich mit der Bärenfaust über den grauen Sturmbart und schmunzelte verstohlen.

„Wie geht's denn unserem Schildkrötengreis — he?“ wendete er sich dann unvermittelt an den anscheinend eifrig mit Lesen Beschäftigten. „Wohl wieder mal den Jungens was vorgeschwefelt?“

Der Alte las unentwegt weiter; er schien auf beiden Ohren taub geworden zu sein. Bis einer der Anwesenden ihm lachend auf die Schulter schlug und meinte: „Er spricht zu Euch, Vadding!“

„Wer spricht zu mir?“ grunzte Kapitän Dugge und schielte mit höchst erstaunter Miene über den Zeitungsrand. „Doch nicht gar jene Landratte, die mal in 'n Salzwasseraquarium gekiekt hat und sich nun Seefahrer gewesen zu sein einbildet? — Was für 'ne Unglücksflut hat denn dich angeschwemmt — he?“

„Ich kam auf meinen zwei Beinen. Aber verstellt Euch nur nicht,“ gab Pieter Sörensen unter breitem Auflachen zurück. „Habt wohl wieder eine von Euern Kleinkindergeschichten zusammengelogen — was? Laßt Euch mit Euerm Schwindel begraben, den glaubt Euch ja doch keine Katze!“

„Ich hab' in meinem Leben noch nie und niemals gelogen!“ ereiferte sich der Alte. „Aber du kennst die Wahrheit ebensowenig, wie du 'nen Walfisch von 'ner Flunder unterscheiden könntest.“ Erregt begann er plötzlich in seinen Taschen zu suchen. „Wo steckt nur wieder mein Tabak — das kommt davon, wenn man in so 'ner Eile fortgeht. Aber — aber ich dacht', es wäre vielleicht inzwischen ein Brief von meinem Klaus gekommen, und da hab' ich mich gesputet.“

„Kein Brief da, Vadding! Aber wahrscheinlich kommt morgen einer,“ tröstete ihn der Krämer, der auch Posthalter war, und seine fixe Idee kannte.

„Hab' schon gedacht, er wär' selber gekommen, mein Klaus,“ fuhr der alte Mann fort und starrte mit den wasserhellen Augen unausgesetzt auf den jungen Arzt. „Ihr seid nicht zufällig mein Klaus — he?“ sprach er ihn dann direkt an. „Hm — genau so müßt' er ausschau'n. Hat schon damals 'nen schwarzen Bart getragen.“

Einige der Anwesenden blickten sich mitleidig an, und einer sprach in gedämpftem Tone auf den befremdet blickenden Arzt ein.

Pieter Sörensen aber trat auf den wieder im Sessel zusammensinkenden alten Mann zu und schaute sich sein vergebliches Suchen nach dem Tabakspäckchen ein Weilchen mit an. „Da, Kap'tän, stopft Euch Tabak in Euern Mundschlot!“ knurrte er dann. „Eure gewohnte Sorte kann ich für den Tod nicht riechen, ist wohl Seegras — was? Nehme an, Ihr raucht's nur, damit Ihr in keinen bessern Geruch kommt wie Eure Geschichten.“

Vater Dugge schaute ihn mit funkelndem Zornesblicke an und schüttelte gegen ihn die dürre Faust. „Jungchen, dich hätt' ich auf meinem Achterdeck haben mögen! Dreimal täglich hätt' ich dich kielholen lassen!“ vermaß er sich, stopfte aber gleichwohl mit zitterigen Händen aus des anderen Tabaksbeutel die Pfeife voll. „Was verstehst denn du vom Walfischfang!“

„Hm!“ brummte Pieter Sörensen, „zum ersten Male sah ich 'nen Wal im Südpazifik dicht unterhalb der Linie. Aber das Merkwürdige an meinem Garn, das ebenso wahr wie Euer Geflunker erlogen ist, Vadding — brennt doch endlich den Nasenwärmer an und schwatzt nicht immer drein! Von mir könnt Ihr lernen, wie man wirklich wahre Geschichten erzählen muß. Also das Merkwürdigste am Walfisch war gar nicht er selbst, sondern die Hitze. Ich sag' euch, Jungens, mit ihr verglichen herrscht im Höllenreich Gefrierhaustemperatur. Da gab's keinen Schutz dagegen. Umsonst zogen wir sechs wollene Hemden übereinander an, die vermaledeite Sonnenglut brannte doch durch. Schwitzen mußte man wie 'n Braten am Spieß. Ja, schließlich wurde sogar das Trinkwasser so heiß, daß ich mir den Mund verbrannte, wie ich mal unvorsichtigerweise 'nen Schluck davon trinken wollte. — Ihr braucht mir darum durchaus keinen solch merkwürdigen Blick zuzuwerfen!“ knurrte er den Kapitän an. „Wir machen's anderen

Leuten nicht nach, sondern sind sozusagen mit der Wahrheit verheiratet.“ Damit bediente er den alten Mann, dessen zitterige Hand mit dem Pfeifenanzünden nicht zurechtkommen konnte, so lange mit einem brennenden Streichholz, bis der Tabak brannte.

„Wie gesagt,“ fuhr er dann fort, „wir hatten damals ’nen Vollblutneger an Bord, der schwitzte sich das ganze schwarze Fell herunter, bis er schneeweiß geworden war. Ich würd’ euch den Kerl als lebendigen Beweis vorführen können, wenn er sich nicht leider wieder schwarzgeschwitzt hätte, weil die Hitze nämlich immer noch schlimmer wurde. Na ja, damals hatten wir ’nen Riesenwal harpuniert. Aber dessen Speck wurde in der Sonnenglut schon zu gereinigtem Lebertran, bevor wir ihm nur die Schwarte abziehen konnten. Da die Ölschicht auf dem Wasser sich an der Sonnenglut bereits entzünden wollte, so wären wir sämtlich wie Plötzen in Öl gesotten worden, wenn ich nicht auf den Gedanken gekommen wäre, die Schiffspumpen in den Kadaver zu versenken.“

„Wozu denn die Schiffspumpen?“

„Wozu? Aber Jungens, das muß doch ’n Tauber einsehen können! Wir pumpten einfach den Tran, so rasch er schmolz, in die unten im Raum verstauten Fässer. Dort herrschte natürlich sibirische Kälte, weil die Sonne nicht hinunterscheinen konnte. Ich sage euch, wir kriegten noch hundertachtundsiebzig Fässer voll. Die Schwarte schrumpfte dem Walfisch ein wie ’n geplatzter Luftballon und wurde von der Sonne nicht nur getrocknet, sondern zugleich auch gegerbt. Wir schnitten daraus Schuhleder für hundertfünfzig Mann — hm, es kann vielleicht auch nur hundertneunundvierzig Paar Stiefel gegeben haben, beeidigen will ich’s nicht. Aber die Stiefel hier an meinen Beinen sind noch von

der Sorte —" herausfordernd schlug er auf die langen Schäfte. „Und nun möcht' ich den Mann kennen lernen, der noch 'n merkwürdigeres Garn spinnen kann, ohne daß er alle zwei Worte drei Lügen sagt!"

Die Männer lachten und schauten dabei schadenfroh den alten Kap'tän Dugge an, der in seinem Sessel wie ein aufs trockne geratener Fisch nach Luft schnappte und mit jedem Ausatmen empört knurrte: „So 'n Lügner! Pfui Deubel, so 'n Lügenmaul!"

„Laßt's gut sein, Kap'tän!" beschwichtigte ihn Pieter Sörensen mit einem verschmitzten Lächeln. „Macht's Euch Vergnügen, so dürft Ihr mit sämtlichen Schiffskanonen in der Welt auf mich zielen. — Wetten wir übrigens, daß Ihr noch niemals wie ich mit einem Schuß sechs Eisbären hinter'nander getroffen habt?"

„Eisbären!" höhnte der Alte. „Du rissest ja aus, Pieter Sörensen, würdest du nur eines gegerbten Eisbärenfells ansichtig!"

„Schon möglich, daß ich's Euch nachmachte, Kap'tän, aber ich spreche von lebendigen Eisbären, wie ich einen droben beim Nordpol als Zudecke gebraucht habe. Ja, es bleibt so, wenn Ihr auch noch so grimmig dreinschaut. Zuerst zogen wir den Biestern das Fell ab, aber wir froren, wenn wir uns auch in drei Felle auf einmal wickelten. So 'n lebendiger Eisbär dagegen entwickelt Hitze, aber er hat 'n verwünscht schweres Gewicht. Meinem damaligen Kap'tän wurden drei Rippen durch so 'ne Zudecke eingedrückt. Ich war praktischer. Ja, das war ich! Legte mich einfach auf zwei Eisbären, schichtete zu beiden Seiten zwei übereinander und legte quer darüber wieder zwei besonders kräftige Prachtexemplare. Dazwischen schlief ich. Mollig warm, Jungens, nur die — hm! — die Ventilationsverhältnisse

ließen zu wünschen übrig. Aber am Nordpol darf man nicht wählerisch sein."

Kapitän Dugge hatte die Äuglein verkniffen und starrte tiefsinnig vor sich nieder. Als er dann wieder aufblickte, erglomm in ihnen ein listiges Funkeln. Offenbar hatte er sich eine noch haarsträubender wahre Geschichte ausgedacht, um mit ihr den Gegner aufs Haupt zu schlagen. „Ich bin ein wahrheitsliebender Mann," sagte er nun salbungsvoll, „und ich würde lügen, wollte ich behaupten, jemals schon Eisbären geschossen zu haben. Nein, das sei ferne von mir! Wollte ich dreist lügen, wie gewisse Leute, die so gar kein Verständnis für die Schönheiten der Wahrheit haben, so könnte ich Eisbären dutzendweise erlegen — mit dem Mundwerk nämlich, hähähä! Aber was die Schießkunst anbelangt, so kommt mir darin so leicht niemand gleich. Das sage ich in aller Bescheidenheit, weil es die lautere Wahrheit ist."

„Wißt ihr denn überhaupt, wie man einen Schießprügel anpacken muß?" fragte Pieter Sörensen dazwischen.

„Wie Ihr seht, lahme ich ein wenig," fuhr der Alte fort und strafte den ihn Unterbrechenden mit kühler Verachtung. „Das geschah auf der Jagd —"

„Nach Bettbewohnern — was?" fragte der unverbesserliche Pieter unter dem dröhnenden Lachen der lauschenden Männer.

„Untersteh dich nicht, auch nur anzudeuten, als wäre etwas an meinem Garn lachhaft, Pieter Sörensen," rief der alte Mann. „Ich steh' im Begriffe, eine sozusagen unheimlich wahre Geschichte zu erzählen!" Der alte Walfischfänger war kaum noch zu erkennen. Alles an ihm zappelte vor Erregung. Den gleich einem festgefügten Turm vor ihm breitbeinig aufgepflanzt stehenden Widersacher ignorierte er geflissentlich, aber um so

emsiger studierte er die Mienen der im Halbkreise um ihn versammelt stehenden Fischer. „Es ist freilich bereits an die sechzig Jahre her, und ich war damals noch unheimlich jung," begann er mit einem tiefen Atemzuge. „Ihr Kiekindiewelts wart damals überhaupt noch nicht geboren und wißt nichts von der Hungersnot, die uns damals 'ne nie dagewesene Kälte brachte — und der Mangel an Lebensmitteln war um so schlimmer, als kein Mensch mehr was zu essen hatte. Ich war in den Wald gegangen, um einen Hirsch zu schießen. Aber die waren sämtlich schon geschossen worden, und mir kam den ganzen Tag nichts vor den Lauf. Kreuz und quer wanderte ich wohl an die fünfzig Kilometer durch den Schnee, der lag an die zehn Fuß hoch — natürlich hatte ich Schneeschuhe angeschnallt," fügte er schleunigst hinzu, als Pieter sich in verdächtiger Weise räusperte. „Wie ich mich endlich enttäuscht, todmüde und halb verhungert auf den Heimweg machen wollte, da erspähte ich plötzlich weit hinten am Waldsaum 'nen Dachs, der saß zehn Schritte vor seiner Höhle und sonnte sich —"

„In zehn Fuß hohem Schnee!" höhnte Pieter Sörensen.

„Er sonnte sich an der Gewißheit, noch einmal sieben Wochen ins Loch kriechen zu dürfen," fuhr der Alte unentwegt fort. „Also, ich beschloß, ihn zu schießen. Was immer eine schwierige Geschichte ist, weil Dachse die unangenehme Gewohnheit haben, auf Nimmerwiedersehen in ihrem Loch zu verschwinden, falls sie nicht im Feuer zusammenstürzen. Verwundete ich also den Dachs nur — was bei der großen Entfernung von — nun ja, an die siebenhundert Meter dürften's schon gewesen sein —"

„Ich bitt' Euch, beeilt Euch und kommt zum Schluß,

Vadding," unterbrach ihn Pieter ernsthaft, „sonst wird die Distanz noch größer."

„Verwundete ich also den Dachs nur," fuhr der Alte mit einem strafenden Blick auf seinen Widersacher fort, „so kam ich um die Beute. Kein Wunder, daß ich ein wenig nervös wurde und etwas zu tief abkam, wie ich hinterher zu meinem Schaden gewahren mußte. Denn natürlich schoß ich und sprang zugleich aus Leibeskräften mit der Kugel um die Wette, um dem Dachs nämlich den Rückzug abzuschneiden. — Was soll ich euch sagen? Ich war um zehn Schritte schneller als die verflixte Kugel bei dem Biest und steh' bereits zwischen ihm und seinem Erdloch, als das Geschoß ihm glatt den Rumpf durchschlägt und mir durch die Wade flitzt. Zum Glück schleuderte der dabei entstandene Luftzug mir den Dachs direkt in die ausgestreckte Hand, so daß ich wenigstens nicht um die Beute kam, denn bevor ich wieder laufen konnte, mußte ich mir das Loch in der Wade mit Schnee zustopfen, was mir den Reformatismus zugezogen hat. — Und nun soll sich der melden, der rascher springen kann!"

Damit holte der Alte angestrengt Atem und lehnte sich im Sessel zurück. Wohlgefällig quittierte er über das Beifallsgelächter, das ihm einstimmig den Sieg zusprach. Selbst Pieter Sörensens allzeit geschäftige Phantasie konnte im Augenblick ein solches Garn nicht übertrumpfen, das bewies zur Genüge sein Mienenausdruck.

Krebsrot war der Hüne im Gesicht geworden und fuchtelte dem vergnüglich vor sich hinkichernden Alten anscheinend gar bedrohlich die Faust unter der Nase herum.

„Potz Schwerenot, ist's zum Ausdenken! Erzählt da so 'n alter Pelikan ein derartig verlogenes Garn,

daß man vor Scham rot werden möchte, wenn man nur wüßte, wie's gemacht wird. — Heda, Hennings, heraus mit den Vorderflossen aus 'm Hosensack und sput dich, alte Heringsseele!" kommandierte er dem verdutzt aufblickenden Krämer und schlug dröhnend mit der Faust auf den Ladentisch. „Pack mir 'n halb Pfund gemahlnen Kaffee, ein Pfund Zucker, für fünf Groschen Räucherspeck und 'ne Rolle Kautabak ein, aber leg ihn nicht wieder wie neulich auf den Speck, denn da wußte man nicht mehr, ob man 'nen Priem futterte oder Speck priemte!"

Als dann Krämer Hennings die geforderte Ware säuberlich verpackt und Pieter ihn dafür bezahlt hatte, schritt dieser mit dem denkbar grimmigsten Gesicht auf seinen immer noch vergnüglich vor sich hinkichernden Gegner im Lehnsessel zu und drückte ihm das Päckchen in die Hand.

„Da — nun hab' ich meine Wette bezahlt, denn wenn du etwa meinen solltest, ich ließe mir von dir was schenken, so bist du schief gewickelt!"

Kapitän Dugge starrte bald ihn, bald das Päckchen in seiner Hand verdutzt an und kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. „Wir — wir haben ja gar nicht gewettet!" stotterte er.

„Nun kiek einer den vergeßlichen Seehund an!" wetterte Pieter Sörensen. „Schon verschwitzt, daß ich mich neulich vermaß, Ihr könntet mich mit Euern Räubergeschichten an — an Wahrheitsliebe nicht übertreffen? Laßt Euch die Spinnweben aus 'm Hirn fegen, Vadding — jedenfalls sind wir nun quitt — und nun beißt Euch meinetwegen den letzten Giftzahn am Kautabak aus oder verschluckt Euch an der elenden Kaffeelurche, die Euch Tante Köhne wieder zusammenbrauen wird. Einmal gewettet und nicht wieder!"

Dann nickte er den Lachenden ringsum zum Abschied zu.

„Aufs nächste Mal, Jungens. Dann will ich euch 'n Garn erzählen, so wahrheitstriefend, daß sich in dieser alten Baracke die Balken biegen müssen — laß also die Bude beizeiten stützen, Hennings!"

„Hähä, du Landratte, wollen's abwarten, wer's das nächste Mal am besten kann — du oder ich!" kicherte der Alte hinter ihm her. „Ich weiß noch 'ne Geschichte von 'nem Sturm, der war so schrecklich, daß wir mit unserem Vollschiff mit zweihundert Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde und zweitausend Fuß überm Meeresspiegel ums Kap Hoorn herumgeflogen sind. Tatsache!"

„Weiß schon — und wie Ihr dann um die Ecke herum 'runtergefallen seid und bei jener Gelegenheit den Meeresspiegel zerbrochen habt! — Nix da, heut kann ich keinerlei Aufschnitt mehr vertragen, dazu bin ich viel zu tief in meiner Wahrheitsliebe gekränkt, du alter Seeräuber!"

Seelenvergnügt lachte der alte Kapitän hinter ihm her, als er die Ladentür ins Schloß warf, dann blinzelte er den sich gleichfalls zum Aufbruch rüstenden Fischern verstohlen zu. „Hähä, Pieter Sörensen ist derartig aus Lug und Trug zusammengesetzt, daß er sich selbst anlügt, Jungens," brachte er kichernd hervor. „Wir haben nämlich gar nicht miteinander gewettet, sondern er bildet sich's bloß ein!"

Nun wurde auf Kosten des Abwesenden erst recht gelacht, und der alte Kapitän fühlte sich ordentlich wie ein Triumphator. Er kicherte noch immer, als er längst das Dorf im Rücken hatte und nach seinem draußen an der Dünung gelegenen Häuschen humpelte.

Auch der junge Arzt wollte sich von Krämer Hennings,

mit dem er allein im Laden geblieben war, verabschieden. Es war ihm das Befremden über das von ihm Gehörte und Beobachtete so deutlich anzusehen, daß Hennings, als er ihm das Geleit bis unter die Ladentür gab, belustigt lachte.

„Kam Euch kurios vor — was?“ fragte er. „Müßt wissen, daß Pieter Sörensen und der alte Kapitän Dugge sich von jeher in den Haaren liegen und sich Grobheiten sagen. Und wie im letzten Winter der alte Mann seine Pension nicht kriegte und hätte verhungern können, hat Pieter Sörensen in aller Heimlichkeit für ihn Lebensmittel gekauft und in den größten Sack gepackt, den ich auftreiben konnte — und ich will an seine sämtlichen Geschichten wie ans Evangelium glauben, wenn er den Sack mit allem, was drinnen war, dem alten Haifisch nicht in finsterer Nacht vor die Haustür gestellt hat. Möcht' überhaupt wissen, woher der alte Dugge immer noch Pension kriegt. Die Reederfirma hat doch Bankerott gemacht — und die Postanweisungen, die jetzt aus der Stadt kommen, sind alle bei mir gekauft! Aber ich will mir den Mund nicht verbrennen. Pieter brächte mich um, erführ er, daß ich ihm hinter die Schliche gekommen bin.“

„Ein seltener Mann ist er jedenfalls,“ versetzte der Arzt.

„Verrückt sind sie alle beide!“ fuhr der Krämer fort. „Mit Dugges Klaus ist's auch so 'ne Geschichte. Na ja, der alte Mann bildet sich ein, sein Sohn müßte ihm schreiben. Darum kommt er tagein tagaus zu mir in den Laden und fragt nach Briefen — und wenn jemals ein Seehund mehr Wasser schlucken mußte, als er vertragen konnte, so war's sicherlich Dugges Klaus. Mit der ‚Maria Wöhrlein‘ ging er unter und Mann und Maus mit ihm, nur Pieter Sörensen, der als erster

Steuermann fuhr, trieb drei Tage und Nächte auf einem Floß, bis sie ihn auffischten. Er müßt' es am besten wissen, daß Klaus Dugge hin und tot ist, aber wer's dem alten Mann sagen wollte, dem schlüge er sämtliche Knochen entzwei, der Pieter nämlich. Er läßt den alten Mann glauben, sein Klaus sei frisch und gesund und müßt' nun bald seine Rückkehr melden. Wenn das nicht verrückt ist, will ich's selber sein."

* * *

„Guten Tag auch!" grüßte einige Wochen später Pieter Sörensen den Arzt, als dieser mit seinem Söhnchen an der Hand an dem windschiefen Häuschen unten am Strande vorüberkam, wo der alte Seebär schon seit Jahren hauste. Er stand vor der Tür und hatte den geliebten Pfeifenstummel im Mund, rauchte aber „kalt", weil kein Tabakkrümelchen mehr im Hause und er selbst gerade mit der Lösung des schwierigen Problems beschäftigt war, was er für die in seiner Tasche lose noch klimpernden neunundzwanzig Pfennig kaufen sollte — Tabak oder Brot.

Der Arzt, der gleichfalls aus einem kurzen Seemannspfeifchen schmauchte, blieb grüßend stehen und betrachtete den alten Seefahrer lächelnd. „Wohl mitten im Garnerfinden begriffen, weil Ihr kalt raucht?"

„Könnt' ich nicht behaupten," entgegnete Pieter, der sich derartig stellte, daß der Wind ihm die Rauchwolken aus des anderen Pfeife zutrug. „Bin ich etwa Kap'tän Dugge, daß ich mir ein Garn aus den Fingern saugen muß? Nein, Herr, was 'n richtiger Harpuner ist — übrigens ein verwünscht feines Kraut, das Ihr da raucht!" Lüstern atmete er den Qualm ein. „Nee, darum sagte ich's nicht — bewahre!" verwahrte er sich ordentlich gekränkt, als ihm der junge Arzt den Tabak-

beutel hinhielt. „Bin überhaupt gar eigen im Geschmack — höchstens 'n paar Züge.“ Er stopfte hurtig und paffte bereits die Sekunde darauf. „Hm, läßt sich rauchen,“ meinte er dann anerkennend, „aber Ihr müßtet Krämer Hennings' Feinschnitt probieren, das ist 'ne Nummer! Er lagert ihn bei den getrockneten Fischen und dem Schmieröl, das gibt 'nen ganz merkwürdig pikanten Zungengeschmack!“

Der Knabe an des Arztes Hand hatte wiederholt schon ungeduldig zum Weiterschreiten gedrängt. „Komm, Papa, wir wollen Stiene holen!“ schmeichelte er nun.

„Mein Junge läßt mir keine Ruhe,“ erläuterte lächelnd der Arzt, „er hat sich mit Kapitän Dugges Enkeltöchterchen angefreundet und möchte sie gern auf ein paar Tage zu uns ins Haus haben. Wir sind gerade auf unserem Wege zu dem Alten.“

Pieter Sörensen wiegte bedächtig den Kopf. „Hm, weiß nicht, ob er's hergibt, das kleine Ding. Ist nämlich seines Sohnes Klaus Kind — und der Alte meint, er müßte wiederkommen, der Klaus.“

„Davon hörte ich bereits. Der alte Mann tut mir in der Seele leid!“

„Hm, weiß nicht, ob's lohnt!“ Pieter Sörensen sog gar sparsam an seiner Pfeife. „Kein Anlaß zur Trauer für den Kap'tän — er wartet jeden Tag auf die Heimkehr seines Klaus. Wer noch hoffen könnte!“ Er nickte nachdenklich. „Weiß so ungefähr, wie's tut! War früher nicht einschichtig, hat 'n Haus nahe beim Strand in der Heimat meiner Frau weit droben im Friesischen. Mein alter Vater wohnte auch bei mir. War eine liebe Frau! Ich hatt' freilich nicht viel von ihr, war immer draußen. Manchmal verging auf weiter Fahrt Jahr und Tag, bevor ich wieder heimfand. Aber man konnt' sich doch einbilden, daß man daheim was

Liebes, das sich um einen bangte, hatte. Das machte einem manch lange Nachtwache draußen in der Salzwüste, wenn einem 'n steifer Nordwester um die Ohren pfiff, vergnüglich kurz. Bis ich wieder einmal heimkam und mein Haus nimmer fand. Springflut, Herr — das ganze Dorf ins Meer hinausgeschwemmt, Menschen und Vieh, Hab und Gut — alles. Zwei Tage und Nächte lavierten wir draußen vor dem Hafen, kämpften vergeblich um die Einfahrt — und in der zweiten Nacht geschah's. Mag sein, daß an mir Vater und Weib vorübergeschwommen sind. Kann's nicht sagen, Herr. Aber ich gäb' was drum, könnt' ich noch hoffen wie der alte Mann!" schloß er rauh und wendete sich halbwegs ab. „Fällt mir übrigens just ein, daß ich Dugges Stiene vor 'ner Weile vorbeikommen sah. Mag wohl ins Dorf zum Krämer gegangen sein."

„Nun, dann nehmen wir einstweilen Rücksprache mit dem Alten," entschied der Arzt und setzte den Weg fort.

Bedächtig schaute Pieter Sörensen den beiden nach und begann dann wieder über das schwierige Problem nachzugrübeln, was er für seine neunundzwanzig Pfennig am besten einkaufte, denn bis zum Empfangstage seiner Pension war's noch drei lange, lange Tage.

Ein halbes Stündchen ging darüber hin, dann fiel sein Blick wie von ungefähr auf das flachshaarige Enkeltöchterchen des alten Kapitän Dugge. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit kam das barfüßige kleine Mädel niedergeschlagen ihres Weges, und als sie am Haus vorübertrollte, gewahrte Pieter Sörensen, daß sie weinte.

„Hör mal, Stiene, ich glaub' gar, du flennst?" Breitspurig vertrat er ihr den Weg und fuhr ihr mit der ungeschlachten Rechten so behutsam, als gelte es ein

rohes Ei anzufassen, über den blonden Scheitel. „Was gibt's denn?"

„Die Tante wird mich prügeln und — und ich kann doch nichts dafür, daß Krämer Hennings nicht mehr borgen will," brachte die Kleine schluchzend hervor.

Pieters Haltung wurde merkwürdig steif und sein Gesicht förmlich schwarz. „Du meinst, daß er euch für Großvaddings Nachtessen nichts mehr borgen will — eh?"

Das Mädchen nickte zaghaft. „Tante hat gesagt, ich kriegte Schläge, wenn ich nichts brächte," schluchzte sie neuerlich.

„Hm, deine Tante könnte nächste Walpurgisnacht nicht bloß auf 'n Blocksberg reiten, sondern sich gleich häuslich dort niederlassen!" knurrte Pieter Sörensen. „Was solltest du denn bei Hennings holen?"

„Ein Viertelpfund Speck und zwei Eier und 'n halb Viertel Butter und für fünf Pfennig Mehl."

Pieter Sörensen steckte die Hand in die Hosentasche und klimperte mit den darin befindlichen Münzen. Die Lösung seines Problems bereitete ihm nicht länger irgendwelche Schwierigkeiten.

„Du kommst mit mir, Stiene — wir wollen mal mit Krämer Hennings Rücksprache nehmen — er muß sich geirrt haben. Vermutlich wußte er nicht, daß es für Großvaters Nachtessen war."

Damit hatte er die Kleine auch schon bei der Hand gefaßt, und sie mußte neben ihm einhertrippeln. Weil ihm das aber zu langsam ging, hob er sie gleich einer Feder auf den Arm und segelte nun wie ein vollaufgetakelter Schoner vor dem Passatwind mit Riesenschritten weiter.

Als sie den Krämerladen erreicht hatten, setzte er die Kleine nieder und gebot ihr, vor der Ladentür auf

ihn zu warten. Er selbst ging mit dem Körbchen in der Hand hinein und schloß die Tür mit einem derartigen Ruck hinter sich, daß die daran befestigte Klingel Sturm zu läuten begann.

Krämer Hennings hatte friedlich sein Pfeifchen geschmaucht und die Zeitung gelesen. Nun erhob er sich überrascht, und seine Verblüffung nahm noch zu, als er in der Hand des Hünen das ihm wohlbekannte Einkaufskörbchen der kleinen Stiene gewahrte.

„Ein Viertelpfund Speck und zwei Eier und 'n halb Viertel Butter und für fünf Pfennig Mehl!“ kommandierte Pieter mit einem Stimmenaufwand, als stände er mit hochgeschwungener Harpune und leitete die Bootsmannschaft bei stürmisch bewegter See.

Krämer Hennings hatte die nämliche Bestellung schon einmal bekommen; er verlor jedoch darüber kein Wort, sondern beeilte sich mit dem Einpacken der verlangten Ware.

„Kostet zusammen?“ schrie Pieter Sörensen ihn an.

„Siebenunddreißig Pfennig, Sörensen, aber —“

„Verschluck dich an deinen Abers, du Geizkragen!“ brüllte der Mann ihn an, während er aus seiner Hosentasche die Münzen zum Vorschein brachte und sie der Reihe nach auf den Tisch hinzählte. „Ob du nun willst oder nicht — du hast mir einfach acht Pfennig zu pumpen, verstanden?“

Hennings riß Mund und Nase weit auf, bekam aber zum Sprechen keine Gelegenheit. Sein Kunde donnerte bereits weiter: „Es geht mich nix an, wenn du 'nen alten Mann wegen lumpigen siebenunddreißig Pfennigen hungrig ins Bett gehen lassen kannst — das mag dir der Himmel verzeihen und dich dafür fasten lassen, bis du schwarz wirst!“ Er legte die Päckchen ins Körbchen und hob dann drohend die Faust. „Aber wenn du von

meinem heutigen Einkauf auch nur 'n Sterbenswörtchen verlauten läßt, dann brech' ich dir das Genick und fahr' mit dir durch den nächsten Schornstein direkt dorthin, wohin du gehörst, du — Höllensohn!"

Bevor der verblüffte Krämer ein Wort sagen konnte, hatte Pieter Sörensen bereits wieder den Laden verlassen und die Tür mit einem gewaltigen Krach hinter sich ins Schloß gewettert. Aber als er die ihn ängstlich anschauende kleine Stiene gewahrte, war in seinem verwitterten Gesicht nur eitel Sonnenschein zu erblicken. Wieder nahm er sie auf den Arm, und unterwegs scherzte er unausgesetzt, bis die letzte Scheu aus dem kleinen Ding gewichen war und es ihm auf seine mancherlei Fragen willig Bescheid gab. Fast bis zum Häuschen ihres Großvaters trug er sie; erst als dieses in Sicht kam, setzte er sie behutsam wieder auf die Erde.

„Nun spute dich, daß du mit den Sachen heimkommst, Stiene — und kein Wort davon zum Großvater oder zur Tante Köhne — nicht wahr?"

„Oh, ich sag' kein Wort!" versicherte die Kleine treuherzig und wollte sich mit dem gefüllten Körbchen davonmachen. Aber sie besann sich und blieb zaudernd stehen.

„Nun, was gibt's noch, Stiene?" erkundigte sich Pieter erstaunt. „Hoffentlich haben wir alles besorgt — he?"

Statt einer Antwort stellte sie ihr Körbchen nieder, streckte die dünnen Ärmchen nach ihm aus und bot ihm die gespitzten Lippen. „Ich dank' auch schön!" stammelte sie.

Völlig verblüfft starrte sie der alte Seebär einen Augenblick an, dann kniete er vor ihr in den Sand nieder, und sekundenlang hielten sich Winter und Früh-

ling, beide von reinen Kinderherzen beseelt, zärtlich umfaßt.

* * *

Eine Woche später lagen dichte Nebelschwaden über den Fluten, und Pieter Sörensen stand frierend vor seiner Haustür. Diesmal spähte er angestrengt die Landstraße hinunter, und als er aus der Nebelwand die schlanke Gestalt des jungen Arztes auftauchen sah, segelte er eilfertig auf ihn zu.

„Heda, Doktor," rief er schon von weitem, „seid Ihr auf dem Wege zum alten Kap'tän Dugge?"

„Allerdings. Der alte Herr gefällt mir nicht. Er liegt nun schon seit acht Tagen — Nierenentzündung."

„Wenn Ihr's sagt, muß es wohl wahr sein!" polterte Pieter. „Dem Alten glaubt' ich nicht mal das Kranksein."

„Leider ist sein Zustand recht bedenklich, und wenn das Fieber noch zunimmt, so —"

„Hm," brummte Pieter Sörensen im allertiefsten Baß, „Gutes hab' ich ihm nie zugetraut, er wäre imstande und stürbe mir rein zum Possen, nur damit er mein allerneuestes Garn nicht mehr mit anhören muß — und ich hab' die großartige Geschichte doch nur seinetwegen erfund— will sagen, mich an sie zurückerinnert," verbesserte er sich schleunig. „Hm, wenn Ihr nichts dagegen habt, Doktor, so geh' ich mit Euch — hab' den alten Burschen seit neulich, wo er mich in Hennings Laden so begaunert hat, nicht mehr zu Gesicht bekommen."

Während er sprach, schritt er schon mit Riesenschritten neben dem Arzte in der Richtung aus, wo die Hütte des alten Kapitäns hinter Klippen halbversteckt lag. In der Küche fanden sie Tante Köhne, unglaublich

mager, häßlich und zungenflink, gerade dabei, einer Horde zusammengelaufener Klatschweiber ihre Ansicht über das Befinden des alten Kapitäns auseinanderzusetzen. Der Arzt eilte die Treppe hinauf, und Pieter folgte ihm behutsam nach, wobei er in seinen schweren Fischerstiefeln vergeblich auf den Zehen zu gehen versuchte.

Oben empfing ihn der Doktor bereits mit ernstem Mienenausdruck. „Es steht schlimmer um ihn, als ich fürchtete. Seit gestern ist eine derartig üble Wendung bei ihm eingetreten, daß sein Ableben jeden Augenblick zu erwarten steht. Weiter kein Wunder, denn ein solches durch lange Jahre vernachlässigtes Nierenleiden macht, kommt es zum Ausbruch, in der Regel kurzen Prozeß."

Pieter Sörensen stand mit weit aufgerissenen Augen und bewegte die Lippen krampfhaft, ohne aus der wie ausgetrockneten Kehle einen Laut hervorbringen zu können. „Sagt mal, Doktor," würgte er dann, „meint Ihr damit, daß — daß er wirklich sterben muß?"

„Nichts mehr zu machen. Der Todeskampf ist schon eingetreten, und er dürfte bald das Bewußtsein verlieren — aber was ist Euch, Mann?" Ordentlich erschrocken nahm er wahr, wie der Hüne zur Seite taumelte und sich schwer am Türpfosten stützen mußte. „Geht's Euch denn so nahe? Ich dachte, Ihr standet nicht gut mit ihm."

„Wüßt' nicht, warum mir's nah gehen sollte!" knurrte Pieter, dem die Zunge nur widerwillig gehorchte. „Natürlich kann ich ihn nicht leiden. Aber wo's doch wegen seinem Jungen ist — sein Klaus und ich hingen damals an einem Balken und trieben im Wasser, und für beide war kein Halt und — nun ja, der Klaus hatt' 'ne schlimme Stirnwunde und — konnt'

sich nicht länger halten. Und wie er da mir zugerufen hat: ‚Rette du dich, Kamerad, mit mir ist's sowieso aus — und kommst du wieder heim, so grüß mir den alten Mann und tröst ihn', und das war sein letztes Wort. Mit dem ist er versunken. — Doktor, das war 'n Kerl! So gibt's keinen zweiten mehr. Und ich hab' mich doch selber festhalten müssen und konnt' ihn nicht retten. Und der Alte hängt so an ihm. Wetter auch, Doktor, so kiekt mich nicht so — so dumm an! Ich hab' den Alten doch auf andere Gedanken bringen müssen."

Er wendete sich ab und fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen. Dann trat er auf den Zehenspitzen ins Krankenzimmer, während der Arzt die Treppe hinuntereilte, um Tante Köhne noch die letzten Verhaltungsmaßregeln einzuschärfen.

Drinnen setzte sich Pieter neben das Bett und betrachtete den darin liegenden Greis mit seltsam bewegtem Mienenspiel.

Mitternacht war es geworden, als Kapitän Dugge die Augen öffnete und mit wirrem Blicke um sich schaute. Es war totenstill im Haus, nur von draußen drang das Rauschen der See in den Schlafraum. Die Flut zog aus, und mit ihr zog der alte Seefahrer.

Pieter Sörensen hatte die Stehlampe zur Hand genommen und leuchtete ihm ins Gesicht. „Hallo, altes Schiff!"

Aber der Greis kannte ihn nicht mehr. Blinzelnd starrte er zu ihm auf, dann schüttelte er betrübt den Kopf. „Nein, du bist nicht mein Klaus. — Aber er war schon im Zimmer. Sie meinen, er sei ein fremder Mann, aber — er ist mein Klaus, ich — ich werde doch meinen Jungen kennen! Und er war hier und — und nun kann ich ihn nicht mehr sehen!" klagte er, während sein Blick rastlos durch den Raum wanderte.

„Nur ruhig, Vadding, siehst ihn bald wieder, deinen Klaus! Mein' immer, er steht schon neben uns."

Rastlos strichen die zitterigen Finger des Sterbenden über die Bettdecke. „Er hat mir's doch versprochen, daß er auf die Nacht kommen wollte, mein Klaus," rief er mit schriller Stimme. „Warum versteckst du ihn, Pieter Sörensen — hähä, ich kenn' dich — hähä, das letzte Mal konnt' ich es besser als du, du — du — Süßwasserflunder!"

Dann verwirrte sich sein Geist wieder, und er begann immer lauter und kläglicher nach seinem Sohn zu rufen.

Sein Jammern beschleunigte die Schritte des Arztes, der den Gang durch die finstere Mitternacht nicht gescheut hatte, um nochmals nach seinem sterbenden Patienten zu schauen.

Als der alte Kapitän seinen Tritt unten im Treppenhause hörte, da suchte er sich mit letzter Kraft im Bett aufzurichten, und eine unsägliche Sehnsucht sprach aus seinen flackernden Blicken. „Klaus, mein Jung, so komm doch — warum läßt du Vadding so lang warten! Ist ja so einsam ohne dich, mein Jung — so komm doch! Ich bin so müd' geworden und — und ich kann doch nicht einschlafen, bis du da bist, mein Jung!"

Einen Augenblick stand Pieter Sörensen bewegungslos und starrte auf den Greis. Dann beugte er sich über ihn. „Hallo, altes Haus, dein Jung ist da, läßt dich fragen, ob er hereinkommen soll!" schrie er ihm ins Ohr.

„Mein Klaus — so komm doch, komm doch!"

„Wart nur, ich hol' ihn dir!"

Mit einigen mächtigen Sätzen war der Hüne aus der Tür. Auf der obersten Treppenstufe traf er mit dem Arzt zusammen. Als er ihn nun mit mächtigem Griff bei der Schulter packte und dadurch zum Still-

stehen zwang, zitterte sein mächtiger Körper vor Erregung.

„Aufgepaßt, Doktor — nun verschreib' ich einmal das Rezept. Der Alte drinnen kann den Anker nicht lichten, eh' er seinen Jungen, den Klaus, nicht wiedergesehen hat. Und nun spuckt mir nicht in die Suppe, Doktor, 'ne schönere Gelegenheit, dem alten Hummer 'n Garn anzudrehen, an das er bis zum jüngsten Tage glauben muß, gibt's niemals wieder. Darum nicht gemuckst! Ich hab' die Lampe drinnen niedrig geschraubt — und nun den Kragen hoch und meinen alten Südwester in die Stirn gedrückt! So, nun schaut Ihr beinahe wie der Fliegende Holländer aus — und nun hinein mit Euch ins Zimmer und dem alten Mann das Sterben leicht gemacht!"

Damit schob er den Arzt, der kaum wußte, wie ihm geschah, über die Schwelle in das matt erhellte Zimmer.

„Hurra, Kap'tän Dugge — da ist Euer Junge, der Klaus!" rief Pieter im dröhnendsten Baß, während ihm die hellen Zähren über die wetterharten Backen herabrannen. „Just hat er Anker geworfen — und da ist er! Und ich hab's ihm in die Hand hineingeschworen, für Eure Stiene zu sorgen! Tatsache, alter Seehund!"

Der alte Mann hatte sich starr im Bett aufgerichtet. Jedes Glied an ihm zuckte vor Erregung. „Pieter Sörensen, du bist zwar 'n Lügner," schrillte er wie in seinen guten Tagen, „aber — du hast einmal die Wahrheit gesprochen, denn dort — — dort steht mein Sohn — — und darum soll dich — unser Herrgott segnen und — — Klaus, mein Jung — — mein lieber, lieber Jung, bist all wieder da!"

Und in unendlicher Sehnsucht breitete er die Arme weit nach der unbeweglich unter der Tür stehengebliebenen Gestalt.

Dann hieb der Sensenmann das Ankertau durch, und Kapitän Dugge segelte mit von frischem Glückswind geblähten Segeln in die Ewigkeit.

Als die beiden Männer den langsam zurücksinkenden Greis auffingen und in den Kissen betteten, war er schon tot.

* * *

Als Pieter Sörensen durch das ungewisse Morgenlicht seiner Behausung wieder zuschritt, die kleine Stiene an der einen und ihr Kleiderbündelchen in der anderen Hand, da beugte ihm zum ersten Male die Last seiner Jahre die breiten, starken Schultern.

Nachdem er dann das schlaftrunkene Kind auf seinem Lager gebettet und daneben geduldig gewartet hatte, bis es friedlich eingeschlafen war, schaute er sich im kahlen Raume wie suchend nach etwas, das er auf ewig verloren hatte, um. Dann stellte er sich vor den winzigen Rasierspiegel an der einen Fensterwand und beschaute sich darin mit eigentümlich verkniffenem Mienenspiel.

„Ich glaub' gar, du flennst wie 'n altes Weib, du geräucherte Tranflunder!“ knurrte er sein Spiegelbild an, als ihm seine Augen verdächtig feucht vorkamen. „Lach doch lieber, hast du nicht dem alten Dugge das haarsträubendste Garn auf die ewige Fahrt mitgegeben — und hat er's nicht buchstäblich geglaubt und ist darauf selig gestorben? — Und ist er nicht besser wie du selber dran, hat seinen Klaus wieder und — vielleicht ist er nun droben bei meiner kleinen Frau und kann ihr's einreden, was ihr Mann für 'n erschrecklicher Lügner ist, wenn sie's halt nicht besser weiß, die kleine liebe Frau. — Na also, warum heulst denn, du altes Wrack, pfeif dir doch lieber was!“

Damit stellte er sich richtig breitbeinig hin und ver-

suchte zu pfeifen. Aber schon bei den ersten Tönen blieb er kläglich stecken, setzte sich auf den Bettrand neben das schlafende kleine Mädel, verbarg das Gesicht in den beiden mächtigen Pratzen und ließ sich was zuschulden kommen, was er sich hinterher bis zu seinem letzten Tage nicht verzeihen konnte, und das er selbst damals nicht fertig gebracht, als die Sturmflut ihm seine kleine Frau geraubt gehabt hatte — er weinte wie ein Kind.

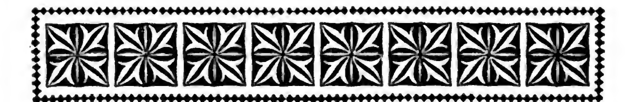
Aber als später die Sonne der kleinen Stiene gerade ins Gesicht schien und sie weckte, da nickte er der mit blinzelnden Blicken um sich Schauenden gravitätisch zu.

„Ausgeschlafen — ja? Nun geht's ans Kaffeekochen, Kind. Da mußt du mir helfen, weil ich doch jetzt dein Großvater bin. Ja, da guckst, Kleine — he? Aber hilft nichts. Deine Tante Köhne sucht sich 'nen Dienst, weil nämlich der liebe Gott deinen richtigen Großvater ins Himmelreich gerufen hat. Und wirst's denn nun aushalten bei mir und 'ne liebe kleine Dirn sein, bis du einmal groß und erwachsen bist und dir selber helfen kannst — was?"

Das Kind verstand von alledem, was er sagte, nur das wenigste, aber es streckte glückstrahlend die Ärmchen nach dem verwitterten, ungeschlachten Manne aus, in dessen Blicken es so zärtlich aufleuchtete, und der von allen Menschen der einzige war, der sie lieb hatte.

Da nahm Pieter Sörensen die kleine Stiene an sein Herz und bat den Herrgott, ihm noch ein Dutzend Jährlein oder so zu schenken, damit er für die Kleine Sorge tragen und — mit dem alten Kapitän Dugge, der nun wohl segnend auf sie herabschauen mochte, gründlich quitt werden konnte.





Neues vom Planeten Mars.

Von Dr. Fr. Parkner.

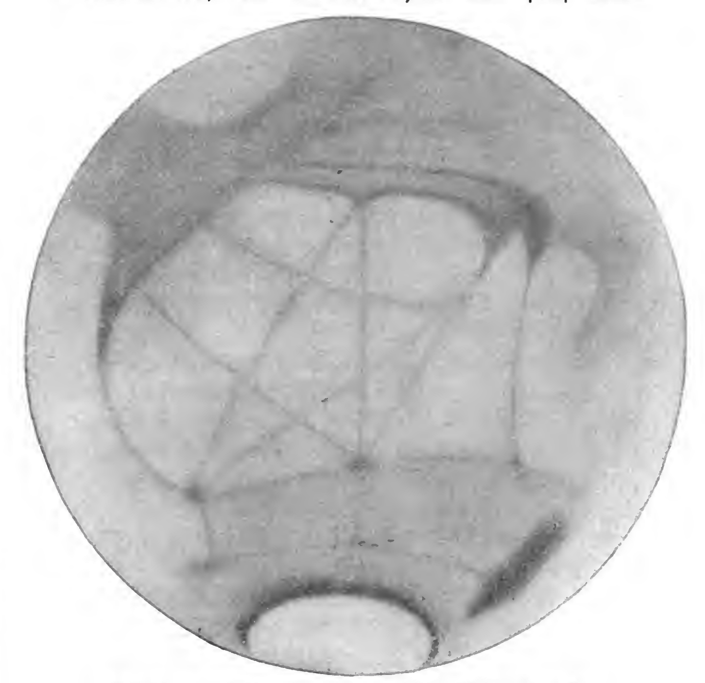
Mit 7 Bildern. ✝ **(Nachdruck verboten.)**

Von allen Planeten, die mit unserer Erde die Sonne umkreisen, ist uns der Mars der nächste. In der Zeit seiner Opposition rückt er bis auf 55 Millionen Kilometer an den Erdkörper heran, eine Entfernung, die gegenüber den sonstigen Abmessungen im Weltraum sehr gering ist. Diese Nähe wurde den Astronomen schon frühzeitig Anlaß, dem Mars ihre besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Gesteigert wurde das Interesse noch wesentlich dadurch, daß man im Gegensatz zu anderen, noch feuerflüssigen Planeten auf dem Mars Verhältnisse auffand, die mit denen auf unserer Erde große Ähnlichkeit aufweisen. Wir sind daher heute über viele Einzelheiten der Marsoberfläche unterrichtet, von denen aber eine ganze Reihe die verschiedenartigste Deutung erfahren hat.

Mit dem bloßen Auge betrachtet, erscheint der Mars in einem stark roten Licht, während er, mit dem Fernrohr beobachtet, in einem mehr gelblichen Licht erstrahlt. An Größe steht er sehr erheblich hinter unserer Erde zurück. Denn sein Durchmesser beläuft sich auf nur 6743 Kilometer, während der Durchmesser der Erde 12 712 Kilometer mißt.

Das Teleskop zeigt bekanntlich, daß die Marsoberfläche in zahlreiche dunkle Flecken und hellere, gelblichrote Gebiete zerfällt. Nach der gewöhnlichen An-

schauung werden die dunklen Flecken für Wasseransammlungen, die gelblichroten für Landmassen gehalten. Man hat zwei größere Ozeane, zweiundzwanzig Binnenmeere, vier Meeresbuchten und fünf Kon-



Ansicht vom Mars im Jahre 1901 mit Polarflecken, Festland, Meer und Kanälen.

Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

tinente gezählt, denen man nach dem Vorgang des Astronomen Schiaparelli zumeist lateinische und griechische Namen verliehen hat.

Im Gegensatz zur Erde, wo sich das Meer zum Land

wie 3 : 1 verhält, überwiegt das Land auf dem Mars über das Wasser. Das Verhältnis ist hier ungefähr wie 2 : 1. Auch stellen sich die Meere weniger als ungeheure Ozeane dar, sondern sie gleichen, wie schon angedeutet, mehr kleineren, abgeschlossenen Bezirken, die verschiedentlich mit breiten Buchten in das Land eingreifen. So ist eine dieser Buchten, die Syrtis major, 1800 Kilometer breit. Ebenso haben die Landmassen ein eigenartiges Gepräge, indem ihre Küsten stark zerklüftet sind, vielfach Halbinseln und Landzungen aussenden und von einem Kranz von Inseln umgeben sind. Die Hauptmasse des Landgebietes liegt auf der nördlichen Halbkugel. Die Deutung der dunklen Flecken als Wasseransammlungen beruht darauf, daß das Wasser die Sonnenstrahlen nicht so stark reflektiert als das Festland.

An den beiden Polen machen sich große helle, nach den Jahreszeiten veränderliche Flecken bemerkbar. Der südliche Polarflecken, der nicht genau mit dem Pol zusammenfällt, sondern von ihm etwa 300 Kilometer entfernt ist, wird von einem großen dunklen Gebiet eingefaßt. Der nördliche Polarflecken stimmt fast genau mit dem Pol überein und liegt mitten in einem Gebiet von gelblicher Farbe.

Wie schon erwähnt, verändert sich der Flächenraum der Polarflecken. Im Jahr 1892 ging, als die südliche Hemisphäre des Mars Sommer hatte, die Ausdehnung des südlichen Polarflecken von 2000 Kilometern bis auf 300 Kilometer zurück, und im Marssommer des Jahres 1904 schwand er vollständig. Ebenso nahm der nördliche Polarflecken, als die nördliche Hemisphäre Sommer hatte, in den Jahren 1882, 1884 und 1886 beträchtlich ab. Gleichzeitig entstanden auf der nördlichen Hemisphäre große dunkle Bezirke, demnach, wenn die Auf-

fassung zutrifft, daß die dunklen Stellen Wasseransammlungen sind, Überschwemmungen.

Auf Grund der Kenntnisse von unserem Erdkörper und der Beobachtungen, daß die Polarflecken sich im Sommer verringern, im Winter aber wachsen, hat ein Teil der Forscher geschlossen, daß die Polarflecken von Eis- und Schneemassen bedeckt sind. Unter dem Einfluß der Sonnenwärme schmelzen sie nach dieser Anschauung im Sommer und lassen ihre Schmelzwasser abströmen, die dann auf der nördlichen Hemisphäre zur Bildung von Überschwemmungsgebieten führen, im Winter aber erfolgt eine neue Gefrierung und damit eine Vergrößerung ihrer Ausdehnung. Ein anderer Teil der Forscher stimmt zwar der Vereisung und Schneebedeckung der Polarkappen nicht zu, unterläßt es aber, für die Natur der Polarflecken eine bestimmte Erklärung zu geben. Ihre Veränderlichkeit wird dagegen nicht angezweifelt.

Im allgemeinen bietet sich die Marsoberfläche als Flachland dar. Doch fehlen auch Hochebenen und Bergzüge nicht. Der amerikanische Astronom Trouvelot beobachtete in den Jahren 1877 bis 1879 während der Marsphase am Rande der Planetenscheibe vorgewölbte Erhebungen, die er als Bergketten und Hochebenen auffaßte. Seine Beobachtungen sind in den Jahren 1892 und 1894 während der Opposition von anderen Astronomen bestätigt worden. Größere Bergketten ziehen sich auf dem sogenannten „Gill-Land“ zwischen dem 60. und 70. Grad südlicher Breite hin. Ebenso erstrecken sich Bergzüge am Nordufer des „Ozeans Kepler“ und an der südwestlichen Küste von „Secchi-Land“, die das „Meer Lambert“ begrenzen. Bei einer Messung fand man eine Länge von 140 und eine Höhe von etwa 3 Kilometern, so daß es

sich im Vergleich mit unseren Hochgebirgen nur um mäßige Erhebungen handeln dürfte.

Ohne Zweifel besitzt der Mars eine Atmosphäre. Bestimmte Gründe sprechen aber dafür, daß sie beträchtlich dünner ist als die unsere. Eine Zeitlang glaubte man, in ihr Wasserdampf nachweisen zu können. Jedoch hat es sich ergeben, daß die mittels des Spektroskops festgestellten schwarzen Linien vom Wasserdampf der irdischen Atmosphäre herrührten, da ihnen keine Verschiebung eigen war, die mit der Radialgeschwindigkeit des Mars übereinstimmte.

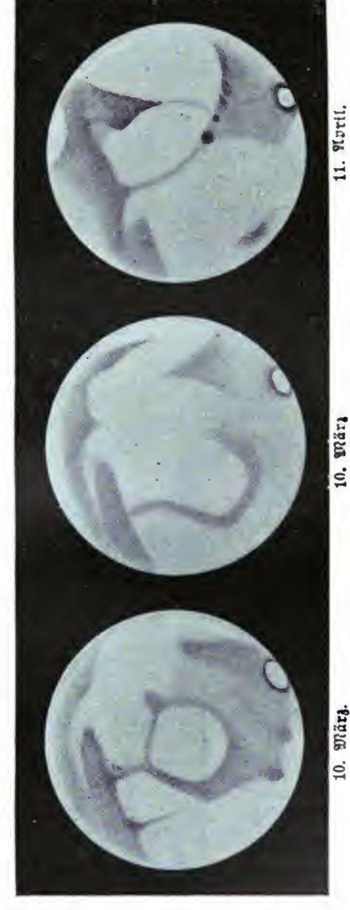
Wolkenbildungen sind mehrfach beobachtet worden. Im allgemeinen ist aber die Atmosphäre klar, so daß Niederschläge in Form von Regen und Schnee verhältnismäßig selten sein dürften.

Obgleich der Mars im Mittel über 228 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt ist, empfängt er dennoch von ihr hinreichende Mengen von Licht und Wärme. Bei der klaren Atmosphäre wird die Sonnenstrahlung am Tage ziemlich stark, dafür aber auch die Ausstrahlung in der Nacht bedeutend sein, so daß nachts eine erhebliche Abkühlung eintritt. Die sommerliche Witterung wird daher den hellen Tagen ähneln, die bei uns auf höherem Berggelände herrschen.

Da die Achsenstellung des Mars zu seiner Bahnebene und die Schiefe der Ekliptik ziemlich mit denselben Verhältnissen unserer Erde übereinstimmen, so hat auch jener Weltkörper zwei kalte, zwei gemäßigte und eine heiße Zone sowie sich miteinander ablösende Jahreszeiten. Da der Mars jedoch einen längeren Weg als die Erde um die Sonne zu durchlaufen hat, so ist demgemäß sein Jahr länger, und seine Jahreszeiten haben eine längere Dauer. Das Marsjahr zählt 668 Tage. Auf einen Marstag entfallen 24

Stunden, 37 Minuten und 23 Sekunden. Der Frühling umfaßt 191 Tage, der Sommer 181, der Herbst 149 und der Winter 147 Tage.

Es wurde bereits erwähnt, daß sich in der Zeit, in der sich der eine oder der andere Polarflecken verringert, also auf der zugehörigen Hemisphäre Sommer herrscht, die dunklen Bezirke vergrößern. Zur Veranschaulichung der Veränderungen auf der Marsoberfläche mit Eintritt der warmen Jahreszeit mag eine Reihe

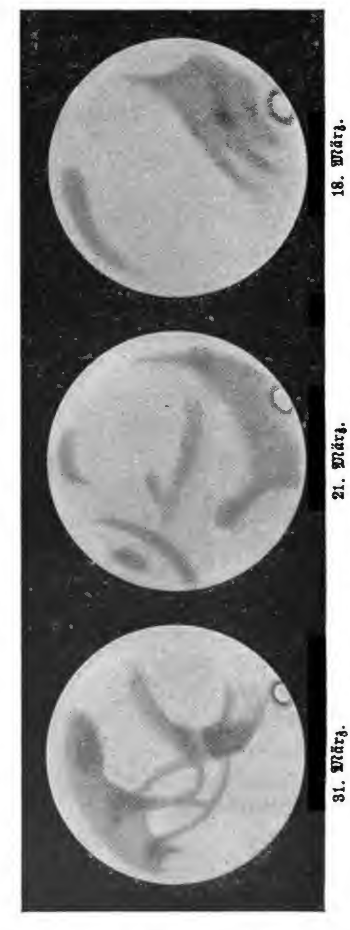


Veränderungen auf der Marsoberfläche im Frühling 1903.

Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

von Abbildungen aus dem Frühling des Jahres 1903 dienen.

Derartige Veränderungen lassen sich auch an bestimmten kleineren Bezirken feststellen, wie der Sabäischen Bucht (Sinus Sabaeus) und dem Sonnensee (Lacus solis). Sie gleichen sich nicht in allen Jahren vollständig, sondern schwanken hinsichtlich ihrer Ausdehnung, was darauf beruhen dürfte, daß sie von den jeweiligen Witterungsverhältnissen der einzelnen Jahre abhängig sind. Die Veränderungen vollziehen sich, wie man namentlich am Sonnensee beobachten konnte, ziemlich rasch, und sie erstrecken sich über Tausende von Quadratkilometern.



18. März. 21. März. 31. März.

Veränderungen auf der Marsoberfläche im Frühling 1903.

Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge“.

Wie sind nun diese Vorgänge zu erklären? Es wurde schon gesagt, daß die Verringerung der Polarflecken mit der Ausdehnung gewisser dunkler Stellen einhergeht, und daß diese Umwandlung der Küstengebiete auf Überschwemmungen zurückgeführt wird. Ein Teil der Astronomen betrachtet nun auch die binnenländischen Veränderungen als eine Folge von Überschwemmungen, und er stützt sich bei dieser Auslegung auf den Verlauf der merkwürdigsten Erscheinung der Marsoberfläche, der sogenannten Kanäle.

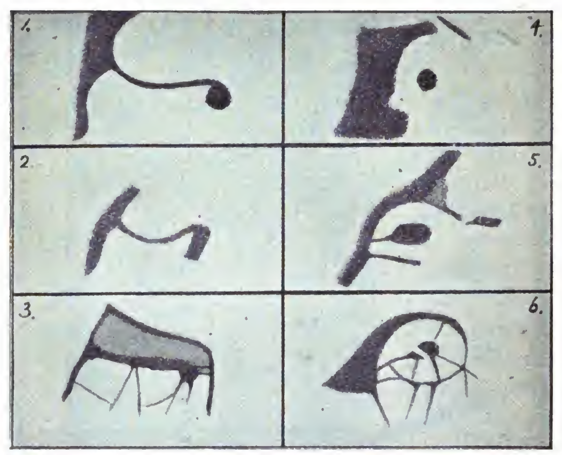
11. April. 5. April. 6. April.

Veränderungen auf der Marsoberfläche im Frühling 1903.

Nach einer Zeichnung von E. M. Antoniadi. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

Die „Kanäle", von denen man über hundert kennt,

verlaufen, wie aus der nachstehenden Marskarte ersichtlich ist, in gerader oder leicht geschwungener Richtung, kreuzen sich verschiedentlich, beginnen stets an einem Meer und endigen in ein anderes Meer oder einen Binnensee. Ihre Länge schwankt von 500 Kilo-



Veränderungen der Sabäischen Bucht und des Sonnensees in verschiedenen Jahren.

Nach einer Zeichnung von Mr. Walter Maunder F. R. A. S. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

1. Sabäische Bucht im Jahre 1830, 2. im Jahre 1862, 3. im Jahre 1890.
4. Sonnensee im Jahre 1830, 5. im Jahre 1862, 6. im Jahre 1890.

metern bis zum Drittel des Planetenumfanges. Die Breite beträgt 30 bis 300 Kilometer. In die Augen fällt ihre systematische Anordnung. Sodann bemerkt man, daß mit der Annäherung der wärmeren Jahreszeit auf dem Mars, wie es die beigegebenen Kärtchen zeigen, die dunklen Linien sich immer deutlicher ausbilden.

Da das Hervortreten der dunklen „Kanäle" mit

der Verringerung der Polarflecken, also mit der vermutlichen Schnee- und Eisschmelze an den Polen, zeitlich zusammenfällt, und da sie ferner mit den Meeren und den Binnenseen in Verbindung stehen,



Marskarte mit den Meeren, Seen und Kanälen.

so spricht vieles dafür, daß man es hier tatsächlich mit Wasserläufen zu tun hat, die von vernunftbegabten Wesen zu bestimmten Zwecken angelegt worden sind. Der Mars ist bei seinem hohen Alter sicher wasserarm. Die künstlichen Wasserläufe könnten nun als Kanäle dem Verkehr dienen und zugleich auch zur Bewässerung

des anliegenden Geländes, wobei dann von den Hauptadern zahlreiche für uns unsichtbare Nebenkanäle abgeleitet sein könnten. Auf diese Weise würde sich für die Marsbewohner bei der herrschenden Trockenheit



Marsansichten aus verschiedenen Jahren ohne Kanäle und mit denselben.

Nach einer Zeichnung von Mr. Walter Maunder F. R. A. S. Reproduziert mit Erlaubnis von „Knowledge".

1. September 1877. 2. September 1877. 3. November 1879. 4. Januar 1882.

die Bebauung ihrer Äcker ermöglichen lassen, ähnlich wie es in Ägypten durch die Ausnützung des Nilwassers der Fall ist.

Die Deutung der dunklen Linien als Wasserstraßen hat man durch den Hinweis auf ihre ungewöhnliche Breite und ungeheure Länge zu widerlegen gesucht.

Allerdings sind Kanäle von 500 Kilometer Breite und 5000 Kilometer Länge für uns ein Unding. Daher ist man auf den Gedanken gekommen, daß die dunklen Linien nicht tief ausgeschachtete Betten sind, sondern nur flach abgetragene Streifen, die beiderseits von Dämmen eingefaßt sind. Die Arbeit für die Anlegung dieser künstlichen Wasserstraßen wäre dann tatsächlich viel geringer gewesen.

Aber es ist durchaus nicht nötig, diese Erklärung heranzuziehen. Die Wasserverarmung des Mars durch Bindung des Wassers an das Gestein ist nicht plötzlich eingetreten, sondern ganz allmählich vor sich gegangen. Hunderttausende von Jahren sind verflossen, bis der Mars von dem Zustand, in dem sich jetzt noch unsere wasserreiche Erde befindet, bis zu seiner gegenwärtigen Wasserarmut gelangte. Vernunftbegabte Wesen auf dem Mars, die zur Bebauung ihrer Felder und Gewinnung von pflanzlichen Nahrungsmitteln des Wassers bedurften, brauchten demnach die riesigen Kanäle nicht in wenigen Jahren anzulegen, sondern sie hatten dafür große Zeiträume zur Verfügung, so daß sie die das Wasser zuleitenden Kanäle mit dem fortschreitenden Schwinden der Flußläufe und Niederschläge ganz allmählich verbreitern und verlängern konnten. Ja, es war dies nicht einmal Sache ihres freien Willens, vielmehr standen sie unter dem eisernen Zwang. Wollten sie nicht aus Mangel an Nahrungsmitteln verhungern, so mußten sie zu dem Aushilfemittel greifen, das Meerwasser für landwirtschaftliche Bewässerungen zu verwenden. Die unentrinnbare Not aber besiegt alle Schwierigkeiten und Hindernisse.

Wird auf dem Mars Meerwasser für landwirtschaftliche Zwecke ausgebeutet, so sind die Kulturpflanzen sicher andere, als wir sie anbauen. Denn auch das Meerwasser des Mars ist salzhaltig. Kochsalz wirkt

aber für die meisten Pflanzen giftig. Indessen gibt es eine Anzahl Pflanzen, die Halophyten, die gerade salzhaltigen Boden bevorzugen. Es sei hier nur an den Strandhafer und das Meerkraut erinnert. Gewiß werden es die Marsbewohner gelernt haben, Salzpflanzen zu Kulturpflanzen heranzuziehen. Außerdem werden sich aber zahlreiche Pflanzen gewandelt haben, indem sie sich mehr und mehr den sich abändernden Lebensbedingungen anpaßten, so daß sie nun auch in der neuen Gestalt verwertet werden können.

Der amerikanische Astronom Lowell ist übrigens der Meinung, daß die dunklen Flecke keine Meere darstellen, sondern als bewässerte Vegetationsgebiete zu erachten sind, deren Färbung sich ändert, je weiter die wärmere Jahreszeit auf dem Planeten von den Polen nach dem Äquator zu vorrückt. Er glaubt deshalb auch, daß wir die eigentlichen Kanäle nicht sehen, und hält die dunklen Linien für die bewässerten Landstreifen, die sich mit dem neuen Pflanzenwuchs bedecken. Demgemäß erklärt er die Seen des Binnenlandes für Oasen in der sonst wüstenähnlichen Planetenoberfläche.

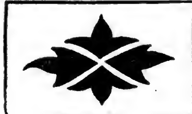
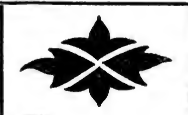
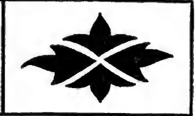
Neuerdings ist sogar das Vorhandensein der Kanäle bezweifelt worden. Die Astronomen Antoniadi und Maunder haben gegen ihre Existenz den Einwand erhoben, daß die besten Teleskope statt der geraden Linien nur unregelmäßig verstreute, blasse Fleckchen zeigen. Wie man, wenn man mit einer starken Lupe eine Rasterautotypie betrachtet, nur einzelne verschieden starke Punkte erkennt, das dargestellte Bild aber erst bei der Betrachtung ohne Vergrößerung wahrnimmt, so sollen nach der Ansicht der genannten Astronomen die einzelnen kleinen Fleckchen vom Auge des Beobachters unwillkürlich zu den einfachsten, das heißt geradlinigen Figuren verbunden werden.

Gegen diesen Vergleich läßt sich dreierlei vorbringen. Zunächst sind von gewissen Kanälen photographische Aufnahmen gemacht worden, wobei die Kanäle allerdings nur schwach angedeutet waren. Sodann aber sind die Kanäle von einer ganzen Reihe von Beobachtern immer an denselben Stellen wahrgenommen worden. Es müssen also an diesen Stellen ganz besondere, von der Umgebung abweichende Verhältnisse vorliegen. Drittens zeigen die Linien nicht eine willkürliche Führung, sondern, wie erwähnt, eine systematische Anordnung. Wegen der systematischen Verteilung müssen sie als künstliche Gebilde vernunftbegabter Wesen erachtet werden.

Dagegen kann vielleicht bei der Verdoppelung der Kanäle ein Beobachtungsfehler in Betracht kommen. Ältere Astronomen haben nämlich berichtet, daß sie neben den schon bestehenden Linien in wenigen Tagen neue auftauchen sahen, die von den ersteren einen Abstand von 50 bis 600 Kilometern hatten. Mit den jetzigen schärferen Instrumenten hat man von dieser Verdoppelung nichts wahrgenommen.

Völlig zurückzuweisen ist die Verdoppelung aber auch gegenwärtig noch nicht. Wie auf der Erde, so kann es auch auf dem Mars Witterungsperioden geben. Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auf dem Mars in letzter Zeit eine Witterungsperiode geherrscht hat, die die Benützung der Parallelkanäle zu Bewässerungszwecken nicht erforderlich gemacht hat. Nach dem Ablauf dieser Witterungsperiode kann aber wieder die Überflutung der Nebenkanalbetten nötig werden, und dann sehen künftige Beobachter von neuem Verdoppelungen.



Nur nicht schenken!

Novelle aus dem Zirkusleben. Von Carl Schüler.

(Nachdruck verboten.)

Schon, als der elektrische Straßenbahnwagen vom Platz vor dem Brandenburger Tor in die Charlottenburger Chaussee einbog, sahen die Menschen, die auf dem Vorderperron des Wagens standen, daß ein Unglück fast unvermeidlich war.

Ein Pferd vor einem Dogcart, ein hochbeiniger nervöser Rappe, mit geschorener Mähne und Stummelschweif, war seiner Herrin vollkommen aus der Hand gegangen. Am Brandenburger Tor hatte ihn das Knattern eines Automobils erschreckt, aber noch hielten die kleinen Fäustchen der Dame auf dem Bock die Zügel scharf angezogen, noch konnte man hoffen, daß das Tier den Schreck überwinden würde, da wollte es das Unglück, daß in rasender Fahrt und unter heftigem Klingeln eine Dampfspritze der Feuerwehr an der Kreuzung der Siegesallee in kurzer Entfernung an dem scheu gewordenen Rappen vorbeijagte.

Nun gab es für das Tier kein Halten mehr.

Es warf sich zurück, wobei es einen Scherenbaum zerbrach und stürmte dem Brandenburger Tor zu.

Bei der scharfen, ganz unvorhergesehenen Kehrtschwenkung wurde der Groom, der bisher auf dem

Rücksitz des Dogcarts ein behagliches Dasein geführt hatte, in weitem Bogen zur Erde geschleudert.

Hilfreiche Passanten nahmen sich seiner an. Einige Herren machten auch schwache Versuche, mit Hilfe ihrer vorgehaltenen Spazierstöcke das Pferd aufzuhalten, ihm in die Zügel zu fallen, wagte keiner. Der leichte Wagen folgte in wilden Sprüngen dem Pferd, mit dem er nur noch durch einen Strang verbunden war.

Der Dame waren die Zügel aus den Händen geglitten. Sie klammerte sich instinktiv an das Geländer ihres Sitzes an und sah mit weit aufgerissenen Augen dem Unvermeidlichen entgegen.

Auf dem Platz vor dem Tor kreuzten zahlreiche Wagen der elektrischen Straßenbahn und andere Fuhrwerke den Weg des scheu gewordenen Pferdes. Die Größe des Unglücks, das im nächsten Augenblick eintreten mußte, war nicht abzusehen.

Die Passanten flohen auf die Bürgersteige und blickten angstklopfenden Herzens dem Augenblick entgegen, in dem ein Zusammenprall mit einem anderen Fuhrwerk der Todesfahrt der jungen Dame ein blutiges Ende bereiten mußte.

Da löste sich plötzlich aus der Schar der Gaffer ein kleiner, schmächtiger Bursche. Wie ein Pfeil schoß er auf das Pferd los, und in dem Augenblick, als es an ihm vorbeijagen wollte, sprang er ihm mit der Geschmeidigkeit eines Panthers an den Kopf.

Ein Schrei aus tausend Kehlen begleitete die Tat des waghalsigen Burschen. Im nächsten Augenblick mußte er unter den Hufen des Pferdes liegen.

Aber er verstand seine Sache. Wohl warf der Rappe den Kopf zurück, wohl stellte er sich kerzengerade auf die Hinterbeine, das kleine Bündel, das ihm mit

fester Hand die Nüstern zusammenklemmte, wurde er nicht los.

Der Kampf zwischen dem Pferd und dem Burschen währte nur Sekunden, das Pferd stand zitternd, mit keuchender Brust, schweißbedeckt still.

Sein Bezwinger klopfte ihm nun liebkosend den stolz gebogenen Hals.

Kaum war das Pferd zum Stehen gebracht, als von allen Seiten Helfer herbeieilten. Man half der Dame von ihrem Sitz herunter und führte sie zu einer Bank. Ein Schutzmann kam, um sich ihren Namen zu notieren. Man wußte nicht recht zu welchem Zweck.

„Grete, Freiin v. Üchtinghausen,“ gab die erschöpfte Dame mit schwacher Stimme ihren Namen an. Ihr Mann war Rittmeister in einem schlesischen Ulanenregiment und zum Generalstab nach Berlin kommandiert.

Es fand sich ein zuverlässiger Mann, der die Überführung des Pferdes und des zerbrochenen Wagens nach der in Westend gelegenen Villa des Rittmeisters übernahm. Der Groom, der leidlich gut davongekommen war, begleitete den Mann. Für Frau Grete v. Üchtinghausen winkte der Schutzmann ein Automobil heran.

Bis dahin hatte sich niemand um den jungen Menschen gekümmert, der das Pferd zum Stehen gebracht hatte. Dem Burschen waren die Kleider etwas in Unordnung geraten, und abseits von der Gruppe, die sich sofort um den Schutzmann und die Dame gebildet hatte, suchte er, seinem äußeren Menschen wieder einen gewissen Anstrich zu geben.

Ein Arbeiter erinnerte sich zuerst des jungen Mannes. „Sie, Herr Wachtmeester,“ sagte er zu dem Schutzmann, „vergessen Se nich det Männeken, det sich dem

Gaul an die Neese jehangen hat, vor die Rettungsmedaille zu notieren."

Mit einem Schlage wandte sich die Aufmerksamkeit aller dem tapferen Lebensretter der Dame zu.

„Wo ist er? Ich möchte ihm gern danken," sagte Grete v. Üchtinghausen.

Im Nu hatte man den jungen Mann entdeckt, und trotz seines Sträubens führte man ihn vor den Schutzmann und die Dame.

„Wie heißen Sie?" fragte der Schutzmann, der fortwährend mit geheimnisvoller Miene Notizen in ein kleines dickes Buch eintrug.

„Heinz Kanitz."

„Was sind Sie? Wo wohnen Sie?"

„Ich bin Artist im Zirkus Busch und wohne Auguststraße 119," antwortete nach kurzem Zögern der Gefragte.

„Aha!" tönte es aus der Menge. „Ein Kunstreiter! Na ja, nur so einer konnte solche Kunststücke machen!"

Grete drückte dem jungen Mann die Hand.

Heinz Kanitz wurde rot und stammelte: „Es war mir eine Ehre, gnädige Frau!"

Sie gab ihm ihre Karte und bat ihn um seinen Besuch. Auch ihr Mann würde sich bei ihm bedanken wollen. Sie wagte nicht, ihm eine Belohnung anzubieten, das konnte ja Lothar ordnen.

Heinz Kanitz versprach, am anderen Tag hinaus nach Westend zu kommen, zog sein weiches, kleines Filzhütchen und eilte dann dem Brandenburger Tor zu.

Während der Schutzmann unentwegt Aufzeichnungen in sein Notizbuch schrieb, setzte sich Grete v. Üchtinghausen in das Automobil und fuhr in der Richtung nach Charlottenburg davon.

* * *

Der Rittmeister v. Üchtinghausen saß mit seiner jungen Gattin auf der Terrasse der Villa, die sie für die Zeit ihres Berliner Aufenthaltes gemietet hatten, und nahmen das erste Frühstück ein.

„Hier steht die Geschichte deiner tollen Fahrt sogar schon in der Zeitung," sagte Lothar und reichte ihr das Blatt hinüber.

Die junge Frau sah noch etwas blaß aus. Der ausgestandene Schreck hatte sich, als sie heimgekommen war, in einem Strom von Tränen Luft gemacht. Man hatte sie schnell zu Bett gebracht und den Hausarzt gerufen. Der hatte bei der jungen Frau einen leichten Nervenchok konstatiert und ihr Ruhe empfohlen. Die Nacht hatte sie gut geschlafen, und nun fühlte sie sich wieder ganz wohl.

Sie nahm die Zeitung und las: „Gestern ereignete sich am Brandenburger Tor ein Vorfall, der leicht die schlimmsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Die Frau eines Offiziers lenkte selbst das feurige Pferd ihres Dogcarts. Durch einen vorüberfahrenden Zug der Feuerwehr scheu gemacht, ging das Pferd durch und jagte durch die Charlottenburger Chaussee direkt dem Platz vor dem Tor zu, auf dem gerade ein sehr lebhafter Verkehr herrschte. Ein schweres Unglück schien unvermeidlich, als es im letzten Augenblick einem jungen Mann gelang, das Pferd zum Stehen zu bringen. Da das Aufhalten des Pferdes für den Retter mit eigener Lebensgefahr verbunden war, so notierte sich ein Schutzmann den Namen des jungen Mannes, dem ohne Zweifel die Rettungsmedaille gebührt. Der junge Lebensretter gab an, Heinz Kanitz zu heißen und ein Angestellter des Zirkus Busch zu sein. Auf eine Anfrage bei der Direktion des Zirkus wurde uns jedoch mitgeteilt, daß dort ein Mann mit diesem Namen unbekannt wäre."

„Was sagst du dazu?“ fragte Lothar. „Dein Lebensretter hat dem Schutzmann einen falschen Namen angegeben. Ist der Mensch nun ein Schwindler oder ein Muster von Bescheidenheit?“

Frau Grete faltete die Zeitung zusammen und legte sie unter ihren Teller. „Den Artikel schneide ich heraus und schicke ihn an Mama,“ sagte sie. „Was den jungen Mann anbetrifft, der sich so mutig gezeigt hat, so hoffe ich, daß er sein Wort halten und uns besuchen wird. Ob er Kanitz oder Müller heißt, ist mir ganz gleich. Jedenfalls säße ich jetzt nicht munter und gesund neben dir, wenn er nicht sein Leben für das meine auf das Spiel gesetzt hätte.“

Sie stand auf, setzte sich ihrem Mann auf das Knie und küßte ihn zärtlich.

„Denk mal, dann wäre ich jetzt tot oder furchtbar verstümmelt! Du darfst doch meinen Lebensretter nicht einen Schwindler nennen!“

Lothar lachte. „Das hab' ich doch gar nicht getan. Ich bin dem jungen Mann doch mindestens gerade so verpflichtet wie du. Wenn die Frau, die er mir gerettet hat, auch sehr unfolgsam ist und gegen meinen ausdrücklichen Wunsch mit einem Pferd spazieren fährt, das an den Berliner Straßenlärm noch nicht gewöhnt ist, so habe ich diese kleine Frau doch so lieb, daß ich ihrem Lebensretter alles, was ich besitze, geben könnte, nur weil er mir diese liebe, herzige Frau gesund und heil erhalten hat.“

Und während er sprach, gab er Grete ein Dutzend Küsse auf den frischen, roten Mund.

„Du — du!“ drohte die junge Frau. „Wenn du da nur nicht zu viel behauptet hast. Dein ganzes Vermögen sagst du, würdest du ihm geben?“

Der Rittmeister lächelte und streichelte verliebt seiner

hübschen Frau die Wangen. „Es ist schon eine Sünde von dir, nur daran zu zweifeln, du ungläubiger Thomas!“

„Sei nur nicht böse, du Guter! Du Bester! Ich glaub's ja schon!“

Und sie bekräftigte ihre Worte wiederum damit, daß sie ihn mit Küssen beinahe erstickte.

„Ein wundervoller Nachtisch,“ sagte der Rittmeister, strich sich den in Unordnung geratenen Schnurrbart in die Höhe und wendete seine Aufmerksamkeit dem Militärwochenblatt zu, das ihm der Diener überreichte.

Nach dem Frühstück schrieb Frau Grete einen langen Brief an ihre Mutter, dem sie den Zeitungsausschnitt beilegte. Nachdem sie ihr Abenteuer ausführlich erzählt hatte, schrieb sie weiter: „Riesig lieb hat sich mal wieder mein süßer Männe bei der Geschichte benommen. So ein Unglück hat doch auch sein Gutes. Das ist eine Probe auf die wahre Liebe. Denk' Dir, liebe Mutti, heute morgen beim Frühstück, bei dem er ganz besonders zärtlich war, sagte er, er sei meinem Lebensretter so dankbar, daß er ihm sein ganzes Vermögen geben könnte. Heute kommt der junge Mann, der mich gerettet hat, zu uns heraus. Ich bin neugierig, wie ihm Lothar seine unbegrenzte Dankbarkeit erweisen wird.“

Dann holte sich die junge Frau bei der Mutter noch Rat in einigen Wirtschaftsangelegenheiten, und mit vielen tausend Küssen — auch von Lothar — schloß sie ihren Brief.

Am Nachmittag — Lothar war noch nicht vom Dienst zurück — meldete der Diener einen jungen Mann bei der Frau Baronin an, der zu seiner Legitimation eine Visitenkarte der Frau v. Üchtinghausen dem Diener übergeben hatte.

„Mein Lebensretter!“

Grete sprang auf und eilte schnell an dem Diener vorbei, hinaus auf die Diele.

Dort stand, sein Hütchen verlegen in der Hand drehend, Heinz Kanitz.

Die Baronin reichte ihm mit freundlichem Lächeln die Hand. „Seien Sie mir herzlich willkommen! Legen Sie ab und treten Sie näher!“

Heinz Kanitz legte sein Filzhütchen auf einen Tisch und folgte der Baronin in den Salon.

„Also nochmals meinen herzlichsten Dank!“ sagte sie, als sich die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, und noch einmal streckte sie dem jungen Mann beide Hände entgegen.

Die Umgebung, die Anwesenheit der schönen Frau, die Herzlichkeit, mit der sie ihn begrüßte, verschüchterten Heinz Kanitz und verschlugen ihm die Stimme. Er drückte Grete zuerst die rechte Hand und dann die linke, aber irgend eine Entgegnung brachte er nicht heraus.

Frau Grete bat ihren Gast, sich zu setzen. Heinz Kanitz folgte etwas zögernd der Aufforderung. Er setzte sich auf die äußerste Ecke eines Stuhles, so daß es aussah, als müsse er jeden Augenblick abrutschen, dabei durchflogen seine Blicke voller Bewunderung das luxuriös eingerichtete Zimmer.

„Sie sehen, ich habe mich von dem Unfall wieder ganz erholt,“ begann Frau Grete die Unterhaltung.

„Na ja, passiert ist Ihnen ja auch nichts,“ gab Heinz Kanitz zurück.

„Na, ich danke — der Schreck! Rechnen Sie den für gar nichts?“

„Ach ja, daran hatte ich nur nicht gleich gedacht. Ich bekomme nämlich nie einen Schreck. Aber bei so einer Dame ist das natürlich etwas anderes.“

„Haben Sie schon den Artikel in der Zeitung gelesen, Herr Kanitz?“ Frau Grete legte einen besonderen Nachdruck auf den Namen ihres Retters. „In dem Artikel ist Ihre Heldentat in das richtige Licht gesetzt. Es steht in der Zeitung, daß Sie die Rettungsmedaille haben müßten.“

Heinz Kanitz lächelte. „Meine Schwester hat mir den Artikel vorgelesen. Meine Schwester kann sehr gut lesen. Ich weniger. Ich habe keine rechte Schule gehabt.“

Frau Grete staunte.

„Meine Eltern waren Zirkusleute. Ich bin in einem Wagen geboren worden und habe auch fast mein ganzes Leben in solchem Wagen gewohnt. Hier in Berlin nicht, hier wohne ich mit meiner Schwester in einer Wohnung in einem großen Haus mit vielen Menschen in demselben Haus. Vier Treppen hoch. Da wohnt sich's nicht so gut wie in einem Wagen. Aber hier bei Ihnen ist es auch schön.“

Lothar trat in das Zimmer.

Frau Grete machte ihn mit ihrem Lebensretter bekannt.

Der Rittmeister drückte dem kleinen Artisten kräftig die Hand, klopfte ihm derb auf die Schulter und sagte: „Nun, Mister Kanitz, das haben Sie gestern sehr gut gemacht. Sie sind wirklich ein großartiger Kerl! Ja, der Rappe hat den Teufel im Leib. Der ist noch nicht straßensicher. Ich hatte meiner Frau oft genug Vorsicht gepredigt. Aber hört denn je eine Frau auf das, was ihr ein vernünftiger Mann sagt?“

Kanitz lachte vergnügt. „Nee, das ist noch nicht dagewesen,“ bestätigte er die Frage des Rittmeisters.

„Ist es zu glauben!“ rief Frau Grete und drohte lächelnd mit dem Finger. „Kaum sind zwei Männer

beisammen, so bilden sie schon einen Bund gegen uns arme Frauen."

Dabei freute sie sich, daß Lothar gleich den rechten Ton getroffen hatte, der dem kleinen Artisten augenscheinlich gefiel.

„Sind Sie eigentlich bei Busch engagiert?" fragte Lothar, direkt auf sein Ziel losgehend.

Der Artist verstand sofort, daß der Rittmeister auf die Notiz in der Zeitung anspielte. „Ich nicht direkt, aber meine Schwester. Das wissen natürlich die Zeitungsschreiber nicht, daß Signora Cara Tornelli meine Schwester ist. Ich gehöre zu ihr. Ich mache die komischen Intermezzos in den Pausen von ihrem Akt."

Der Rittmeister wandte sich an seine Gattin. „Hast du verstanden, Grete?"

Frau v. Üchtinghausen schüttelte den blonden Kopf. „Eigentlich nicht so ganz, Lothar," antwortete sie.

Der Rittmeister, der als Junggeselle ein eifriger Zirkusbesucher gewesen und dadurch viel mit Artisten in Berührung gekommen war, übernahm es, seine Frau über die Beschäftigung ihres Lebensretters aufzuklären. „Du siehst in Mister Kanitz einen Clown. Seine Schwester tritt unter dem Namen Cara Tornelli als Parforcereiterin auf. Du hast wohl davon schon in den Zeitungen gelesen. Die kurzen Ruhepausen, die sich Signora Cara bei ihrer anstrengenden Arbeit gönnen muß, füllt in angenehmer Weise Mister Kanitz aus. Seine Schwester ist mit Pferd und Clown zusammen engagiert. Sie bilden eine Nummer."

„Ah so," sagte Frau Grete, „jetzt habe ich es verstanden."

Ihr Lebensretter war also ein Clown! Frau Grete hatte dieser Sorte von Menschen gegenüber, die sich in der Manege herumwälzten, um die Galerie zum

Lachen zu bringen, stets ein Gemisch von Mitleid und Abscheu empfunden. Aber sie nahm sich zusammen, brachte es sogar fertig, freudig in die Hände zu klatschen und zu rufen: „Männe, heute abend gehen wir in den Zirkus!"

Ihrem Empfinden nach hätte jetzt ihr Lebensretter sagen müssen: „Gnädige Frau, ich bitte Sie, nicht in den Zirkus zu gehen. Ich möchte nicht, daß Sie mich als Clown sehen!" Aber Mister Kanitz — wie Lothar den Artisten nannte — empfand ihren Entschluß, in den Zirkus zu kommen, augenscheinlich als Schmeichelei. Er machte eine etwas linkische Verbeugung und sagte: „Das ist schön von Sie!"

„Unter was für einem Namen treten Sie denn auf, Mister Kanitz?" fragte Lothar.

„Ich nenne mich Le petit Coco," antwortete Heinz Kanitz.

„Also, wir kommen heute abend," bestätigte der Rittmeister. „Ich werde uns gleich telephonisch zwei Logenplätze bestellen. Und nach der Vorstellung, mein lieber Coco, essen wir bei Hiller zusammen zu Abend. Natürlich bringen Sie Ihre Schwester mit. — Es ist dir doch recht, Schatz?"

Frau Grete bestätigte dies eifrig. „Aber natürlich, Lothar. Ich freue mich sehr, auch die Schwester des Herrn Kanitz kennen zu lernen."

Frau Grete hatte sich eigentlich den Verlauf der Sache etwas anders gedacht. Sie hatte geglaubt, ihr Mann würde ihrem Lebensretter eine große Summe Geld anbieten, nun lud er ihn und seine Schwester zum Abendessen bei Hiller ein.

Lothar unterhielt sich mit dem Clown über Pferde im allgemeinen und über Zirkuspferde im besonderen. Frau Grete fiel es auf, daß dabei fortwährend das

Wort „Arbeit" fiel. Die Beschäftigung des Pferdes, die der Signora Cara und selbst die des Clowns wurde immer „Arbeit" genannt. Es kam ihr das wie eine Entheiligung dieses Wortes vor. Mochte das Wort auch bei dem Pferd der Kunstreiterin gelten, die Sprünge und blöden Witze eines Clowns mit dem Wort „Arbeit" zu bezeichnen, erschien ihr denn doch sehr abgeschmackt.

Sie hätte ihrer Überzeugung auch Ausdruck gegeben, aber hier handelte es sich um ihren Lebensretter, dem sie zu unauslöschlichem Dank verpflichtet war. Ihn durfte sie durch kein Wort, durch keine Miene kränken. Aber sie hielt es doch für richtig, ihren Mann durch eine leise Andeutung daran zu erinnern, daß er dem Retter ihres Lebens außer dem Abendessen noch ein anderes Zeichen seiner Dankbarkeit geben könne.

Darum sagte sie zu Heinz Kanitz: „Wenn Sie irgend einen Wunsch haben, wenn wir Ihnen mit irgend etwas dienen können, so verfügen Sie ganz über uns. Wir möchten Ihnen so gern unsere Dankbarkeit bezeigen, Herr Kanitz."

Sie konnte sich nicht dazu verstehen, ihren Lebensretter „Coco" zu nennen, wie es Lothar jetzt tat.

Heinz Kanitz sagte: „Wenn ich um etwas bitten dürfte, dann wäre das ein kleiner Kognak."

„Aber selbstverständlich, lieber Coco, den sollen Sie haben," rief Lothar und holte sofort eine Flasche und drei Gläser herbei.

„Du weißt doch, daß ich keinen Kognak trinke," wehrte Frau Grete ab.

„Nun, mit deinem Lebensretter wirst du doch mal anstoßen!" meinte Lothar und schenkte auch ihr ein.

Sie stießen an, alle drei legten die Spitzen der kleinen Finger aneinander, ehe sie tranken. Frau Grete bemerkte erst jetzt, daß die Hand des kleinen Coco

groß, breit und behaart war und daß die Nägel jeder Pflege entbehrten.

Die Männer leerten auf einen Zug ihre Gläser, Grete nippte nur an dem ihren.

Man hatte sich wieder gesetzt.

„Eigentlich bin ich herausgekommen, um zu fragen, ob Sie den Rappen nicht verkaufen wollen?“ sagte jetzt Heinz Kanitz, der sich durch den Kognak den nötigen Mut angetrunken hatte, um die Frage zu stellen. Er und seine Schwester suchten schon lange nach einem Reservepferd. Der Rappe hatte ihm gefallen. Er hatte seiner Schwester von dem Pferd erzählt, und diese hatte ihn ermuntert, sich nach dem Preis des Tieres zu erkundigen. Es war doch leicht möglich, daß der Rittmeister das nervöse, unruhige Pferd gern los sein wollte. Wenn es ihn immer noch eine gewisse Überwindung kostete, die Frage zu stellen, so lag das daran, daß er fürchtete, man würde ihm das Pferd zum Geschenk anbieten.

Zum Entsetzen Gretes fragte Lothar den Clown ganz gelassen: „Was wollen Sie denn für das Pferd geben, Coco?“

Frau v. Üchtinghausen trat ihren Mann heftig auf den Fuß. „Du wirst doch das Pferd dem Herrn Kanitz nicht verkaufen wollen, Lothar?“ sagte sie entrüstet, als sie bemerkte, daß ihre Fußtelegraphie wirkungslos blieb. Mit freundlichem Lächeln setzte sie hinzu: „Wir würden uns glücklich schätzen, Herr Kanitz, wenn Sie das Pferd als kleines Zeichen unserer Dankbarkeit von uns nehmen würden.“

Das freundliche Lächeln auf dem Gesicht des kleinen Coco verschwand. „Ein geschenktes Pferd bringt kein Glück,“ antwortete er ziemlich kurz. „Was soll das Pferd kosten, Herr Rittmeister?“

Lothar lachte seine etwas betroffene Frau an. „Kleine Maus, misch dich nicht in unser Geschäft!“ sagte er, füllte das Glas des Clown und trank selbst das seiner Frau aus. — „Also, Coco, um die Sache kurz zu machen, das Biest habe ich zu teuer bezahlt, und ich wäre froh, wenn ich es wieder aus dem Stall 'raus hätte. Aber unter tausend Mark geht's nicht fort!“

„Aber Männe!“ flüsterte Frau Grete.

Coco trank den Kognak, ihn langsam und mit Behagen schlürfend. „Der Preis ist zu hoch, Herr Rittmeister,“ sagte er dann. „Das Pferd ist gesund auf den Beinen, macht auch eine gute Figur, aber es wird viel Arbeit kosten, es an Licht, Musik und Menschen zu gewöhnen. Das Pferd ist mir nicht mehr wie achthundert Mark wert. Um ganz offen zu sein, ich würde 'nem Händler auch keine achthundert Mark für das Pferd bezahlen, aber bei Ihnen soll mir's auf einen blauen Lappen mehr nicht ankommen. Sie haben einen guten Kognak, und Ihre Frau hat mir Gelegenheit gegeben, als Bewerber für die Rettungsmedaille aufzutreten, wofür ich ihr sehr dankbar bin. Geben Sie mir das Pferd zum Preis von achthundert Mark drei Tage an die Hand? Meine Schwester will sich natürlich den Rappen auch erst noch ansehen.“

„Natürlich,“ bestätigte der Rittmeister. Dann schlug er in die Hand, die große, behaarte Hand des kleinen Coco ein und sagte: „Gut, auf drei Tage. Preis achthundert Mark.“

„Well, abgemacht!“

Coco ließ sich noch einen Kognak einschenken, den er mit einer Verbeugung gegen die Frau des Hauses austrank, dann schüttelte man sich die Hände und verabredete einen Treffpunkt nach der Vorstellung, um zusammen zu Hiller zu fahren.

„Wie gefällt dir mein Lebensretter?" fragte nach dem Fortgang des Clown Frau v. Üchtinghausen ihren Mann.

Zum Erstaunen Gretes sagte Lothar: „Ein ganz famoser Kerl. Ich freue mich wirklich auf heute abend. Der kleine Bursche strömt ordentlich Manegeluft aus!"

Sie hatte erwartet, daß er sie auslachen, daß er sie mit dem Clown necken würde. Da er das nicht tat, glaubte sie ihm Vorwürfe machen zu können, daß er ihrem Lebensretter den Rappen nicht geschenkt habe.

„Du bist mir schon der Rechte," schmollte sie. „Heute morgen sagst du, alles, was du besitzest, würdest du dem Mann aus Dank dafür, daß er mir das Leben gerettet hat, geben, statt dessen schenkst du ihm noch nicht einmal das Pferd, sondern schacherst mit ihm um den Preis wie ein abgefeimter Pferdehändler!"

Lothar blickte amüsiert seine Frau an. „Schimpf mal tüchtig!" sagte er.

„Das muß ich auch!" fuhr Frau Grete fort. „Worauf kommt schließlich deine ganze Dankbarkeit hinaus? Daß du ihn und seine Schwester bei Hiller abfütterst. Das kostet im höchsten Fall hundert Mark. Bin ich dir denn nicht mehr wert?"

„Wenn du willst, können wir ja mit den Leuten jeden abend zu Nacht essen!" scherzte Lothar.

„Um Gottes willen!" rief entsetzt Frau Grete. „Er ist ja schließlich ganz nett, aber vor seiner Schwester graut mir. Schenk ihm doch das Pferd, dann — haben wir uns einigermaßen anständig aus der Affäre gezogen. Tu's mir zuliebe!"

Sie legte beide Hände auf seine Schultern und sah ihn bittend an.

Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie. „Dummerchen", sagte er, „was du wünschest, ist ja schon

geschehen. Unsere Verhandlung war nur Formsache. Er kauft das Pferd für achthundert Mark, zahlt eine Kleinigkeit an und bleibt uns das Restgeld ehrlich bis in alle Ewigkeit schuldig. Auf die Weise gekauft, bringt ihm das Pferd nach seiner Meinung Glück. Hätten wir es ihm geschenkt, hätte er es bestimmt nicht angenommen. Dann hätte es ihm nämlich Unglück gebracht. Diese Leute, die bei ihren halsbrecherischen Kunststücken jeden Tag mit einem Fuß im Grabe stehen, sind abergläubisch. Darauf muß man Rücksicht nehmen. — Nu, mach dich mal für heute abend recht fein!“

Frau Grete gab ihrem Mann einen Kuß und sagte: „Was für ein Glück, daß du mit den Zirkusleuten umzugehen verstehst! Ich hätte beinahe den ganzen Salat verdorben!“

Dann überlegte sie, welches Kleid sie für den Abend anziehen müsse. Ihr Mann hatte gesagt, sie solle sich fein machen. Selbst widerspruchsvollere Frauen als Grete v. Üchtinghausen leisten einem solchen Wunsche ihres Gatten stets gern Folge.

* * *

Schmetternde Zirkusmusik empfingen den Rittmeister und seine Frau, als sie in ihrer Loge Platz nahmen. In der Manege quälte sich eine Truppe von acht Akrobaten damit ab, durch die Vorführung von „Ikarischen Spielen“ die Bewunderung und den Beifall des Publikums zu finden.

Mit süßlichem Lächeln führten sie ihre schwierigen Künste aus, niemand durfte ihnen die Anstrengung ansehen, die ihnen ihre Arbeit verursachte.

Grete hatte sich ein Programm geben lassen. Schnell fand sie den fettgedruckten Namen der Signora Cara Tornelli.

„Hier, Schatz," sagte sie zu Lothar und reichte ihm das Programm, „als letzte Nummer des ersten Teils kommen mein Lebensretter und seine Schwester an die Reihe. Da steht: ‚Die beste Parforcereiterin der Welt!' Und drunter: ‚Der urkomische Coco!' Weißt du, Männe, daß gerade ein urkomischer Clown mein Lebensretter geworden ist, das ist doch etwas hart. Findest du nicht auch?"

Der Rittmeister nahm das Programm in die Hand und antwortete lächelnd: „Närrchen, die Hauptsache ist doch, daß du bei der Sache mit heiler Haut davongekommen bist. Ob nun ein Prinz oder ein Clown dein Retter war, das ist doch schließlich gleich."

„Ein Prinz wäre mir aber lieber gewesen," meinte Frau Grete, und da sie in diesem Augenblick bemerkte, daß aus einer Loge, die der ihren gegenüberlag, ein paar Offiziere herübergrüßten, so dankte sie und machte ihren Mann auf die Herren aufmerksam. „Da drüben haben eben der Oberst v. Kracht und der Major v. Richthoven gegrüßt."

Lothar erwiderte die Grüße, und nun ergab es sich, daß noch in zwei anderen Logen Bekannte saßen. Ein Winken herüber und hinüber begann.

In der Manege folgten rasch hintereinander die glänzenden Nummern des Programms. Bei Frau Grete stieg die Aufregung von Minute zu Minute.

Nach einem großartigen Dressurakt kam die Reihe an Signora Cara.

Da hüpfte sie schon in die Manege, von der Musik mit einem Tusch empfangen. Sie war ganz in scharlachrotes Trikot gekleidet, in den aufgesteckten schwarzen Locken prangte eine rote Rose. Sie war von gutem Wuchs, anmutig und graziös in ihren Bewegungen, und ihr Gesicht entbehrte nicht eines gewissen Lieb-

reizes. In der Mitte der Manege führte sie einige elegante Pirouetten aus, die auf der Galerie einen Beifallsturm auslösten.

Ein Stallmeister führte hinter der Signora ein munter schnaubendes, getigertes Pferd in die Manege, und hinter dem Pferd her trottelte breitspurig, die Hände in die Taschen der überweiten Hose gesteckt, Coco, der Clown.

Er war im Gesicht ganz weiß geschminkt, auf diesem Untergrund war mit Hilfe von roter Farbe der Mund grotesk vergrößert und die durch zwei breite, schwarze Striche markierten Augenbrauen liefen von den Schläfen schräg die Stirn hinauf. Gleich bei seinem Eintritt in die Manege simulierte er ein Stolpern, fiel hin und hob sich anscheinend selbst an seiner Hose auf. Die komische Art, wie er das machte, brachte ihm bei den lachlustigen Besuchern der oberen Ränge lauten Beifall ein, was Coco veranlaßte, dankend seinen spitzen Filzhut zu ziehen und dann, wie berauscht vor Freude, hintereinander mit fabelhafter Geschwindigkeit ein Dutzend Purzelbäume zu schlagen. Diese Proben seiner Leistungsfähigkeit legte Coco unmittelbar vor der Loge, in der Grete und Lothar saßen, ab.

Grete hörte, wie Lothar ihr zuraunte: „Klatsch doch, liebes Kind! Das war eine Huldigung, die dir dein Lebensretter brachte!“

Grete lächelte gezwungen und klatschte in die Hände, worauf ihr Coco einige Kußhände zuwarf.

„Er ist schrecklich!“ flüsterte Grete ihrem Mann zu. Der aber lachte und sagte nur: „Ich finde ihn sehr drollig!“

Frau Grete schüttelte mißbilligend das hübsche Köpfchen. Wir hätten nicht hierher gehen sollen,“ sagte sie leise. „Da geht einem ja jede Illusion verloren.“

„Halt dich mehr an die Schwester, wenn dir der Bruder nicht gefällt," antwortete Lothar. „Sie ist ein reizender Balg. Sieh nur!"

Der Stallmeister hatte das Pferd in Galopp gebracht, und die Signora hatte, fast ohne Anlauf, den Sprung rittlings auf den Rücken des ungesattelten Tieres, ohne dabei die Hände zu gebrauchen, ausgeführt. Das Pferd war nur mit einem starken Lederriemen umgürtet, an dem sich zwei Handgriffe befanden, und nun begann ein tolles Jagen über vorgehaltene Hindernisse, über die Signora Cara, sich nur an den Handgriffen festhaltend, bald neben dem Pferd, bald auf dem Pferd hinwegvoltigierte. Die Musik lärmte in rasenden Takten, die Peitsche des Stallmeisters knallte unausgesetzt, den Lippen der Reiterin entfuhren gellende Rufe, das Tigerpferd, auf dessen breitem Rücken Signora Cara bald stand, bald saß, bald die gewagtesten Purzelbäume schlug, jagte mit weit vorgestrecktem Kopf, wie von tausend Furien gepeitscht, unausgesetzt im Kreis herum, mit den Hufen gegen den hölzernen Manegerand polternd und den Körper weit nach innen legend.

Fünf Minuten hatte die tolle Hetze gedauert, da trat die Pause ein, die Coco auszufüllen hatte. Während der Vorführungen seiner Schwester war er ständig mit dem Stallmeister im kleinen Kreis der Manege herumgegangen. Seine Blicke hatten jede Bewegung der Reiterin und ihres Pferdes verfolgt; anscheinend sich um nichts kümmernd, hatte er sich doch jeden Augenblick bereit gehalten, beim Eintritt eines unvorhergesehenen Ereignisses seiner Schwester zu Hilfe zu eilen.

Während das Publikum der Reiterin lauten Beifall spendete und diese immer wieder durch ein graziöses

Neigen ihres Kopfes dankte, hatte sich Coco von einem Bedienten eine etwas phantastisch herausgeputzte Puppe reichen lassen, die er zum großen Gaudium der Galerie dem Sprechstallmeister als seine Tochter vorstellte, die auch solche Kunststücke machen könne wie die Signora Cara.

Der Stallmeister nannte den Clown einen Esel, weil die Puppe doch nicht reiten könne. Coco fühlte sich durch die Bezeichnung beleidigt und forderte den Stallmeister zum Zweikampf heraus. Der Stallmeister erklärte sich sofort zum Duell bereit. Nun war Coco die Puppe, die er immer im Arm gehalten hatte, lästig, und er sah sich im Publikum nach jemand um, dem er seine Puppe anvertrauen könne. Mit ein paar Sprüngen stand er vor Grete und übergab ihr die Puppe mit den Worten: „Liebe Dame, halten Sie einen Augenblick mein Kind, bis ich dem Kerl da unten das Maul gestopft habe!“

Das Publikum brüllte vor Vergnügen, als die vornehme Dame in der Loge — neben dem stattlichen Offizier — plötzlich die Puppe des Clowns in den Armen hielt.

Grete wußte nicht, sollte sie lachen oder weinen.

Coco wandte sich in der Manege seinem Gegner zu, der aber hatte sich inzwischen die Sache anders überlegt und erklärte sich bereit, die Beleidigung zurückzunehmen. Coco versicherte, daß er in diesem Falle darauf verzichte, seinen Gegner zu töten. Er kletterte wieder zu der Loge hinauf, um seine Puppe zu holen.

Grete streckte ihm das Ungetüm freudig entgegen. Doch nun kam Cocos Trick. Er wendete sich, ohne die ihm hingehaltene Puppe an sich zu nehmen, wieder dem Stallmeister zu, von dem er forderte, daß er

auch erklären solle, die Puppe wäre ein wirkliches Kind.

Der Stallmeister, anscheinend aus Furcht vor dem kleinen Coco, gab schließlich auch diese Erklärung ab. Nun kletterte der Clown wieder zur Loge hinauf und verlangte sein Kind. Wieder streckte ihm Grete das Puppenscheusal entgegen, aber wieder hoffte sie vergebens, endlich das gräßliche Gebilde los zu werden, denn Coco wandte sich im entscheidenden Augenblick wieder dem Stallmeister zu, der nun auch erklären sollte, daß das Kind genau die Kunststücke ausführen könne, die eben Signora Cara ausgeführt hätte.

Das Publikum hatte für das Komische der Situation das richtige Verständnis. Das verlegene Gesicht Gretes, die sich ganz gegen ihren Willen dazu verurteilt sah, zur Belustigung des Publikums beizutragen, steigerte die allgemeine Heiterkeit und besonders in den Logen, in denen ihre Bekannten saßen, klatschte man ihr lebhaft Beifall zu.

Endlich gab der Stallmeister auch die weitere von Coco verlangte Erklärung ab, und nun nahm Coco aus der Hand Gretes die Puppe wieder entgegen. Heimtückisch war im Innern der Puppe ein mit Wasser gefüllter Schwamm angebracht, und als Coco sie an sich drückte, passierte ihr das, was auch wirklichen kleinen Kindern mitunter zu passieren pflegt.

Mit einem vorwurfsvollen Blick auf Grete zog sich Coco in die Manege zurück, und als er von dort aus mit lauter Stimme die Frage an das Publikum richtete: „Ist das nun ein richtiges Kind oder nicht?“ — da schallte ihm ein tausendstimmiges „Ja“ entgegen, und das Lachen und Klatschen wollte kein Ende nehmen.

Signora Cara führte mit sicherer Eleganz den zweiten Teil ihres Programms aus, aber Grete sah

nur einen roten hüpfenden Punkt. Vor ihren Augen, in denen Tränen standen, verwischte sich der ganze Zirkus zu einer verschwommenen, mit grellen Lichtern durchsetzte Masse, deren Anblick ihr wehe tat.

„Wir wollen gehen!" flüsterte sie Lothar zu. Aller Blicke glaubte sie auf sich gerichtet, und der Gedanke, daß diese vielen tausend Menschen über sie gelacht hatten, war ihr unerträglich.

„Wir wollen doch nachher mit Coco zu Hiller," antwortete Lothar. „Wir können doch jetzt nicht fortgehen. Was soll denn dein Lebensretter von uns denken?"

Die Verabredung für Hiller hatte sie in diesen fürchterlichen Augenblicken ganz vergessen. Also, jetzt hieß es aushalten!

Die große Pause trat ein. Die Offiziere aus den anderen Logen kamen herüber und begrüßten Grete.

„Die Sache mit dem Clown haben Sie reizend gemacht, gnädige Frau," sagte der Oberst, als er ihr die Hand küßte. „Der Kerl verdankt seinen ganzen Erfolg nur Ihnen."

Lothar wollte den Herren erzählen, wie seine Frau auch dem Clown zu großem Dank verpflichtet sei, aber Grete erkannte schon bei den ersten Worten seine Absicht und trat ihm auf den Fuß.

Später, als die Herren fortgegangen waren, sagte sie zu Lothar: „Man braucht doch nicht überall zu erzählen, daß dieser entsetzliche Clown mein Lebensretter ist!"

Als zweiter Teil des Programms wurde eine große Pantomime aufgeführt. Gerade strömten einige hundert Ballettänzerinnen in die Manege, als Grete hinter sich zwei Stühle rücken hörte.

Sie wandte sich um, und beinahe wäre ihr ein leiser

Schreckensruf entfahren, als sie in das freundlich lächelnde Gesicht ihres Lebensretters blickte, der mit seiner Schwester die beiden bisher unbesetzten Stühle in der Loge eingenommen hatte.

Sie stieß Lothar leise an. „Dreh dich mal um!"

Der Rittmeister, der mit dem Opernglas die Tänzerinnen gemustert hatte, folgte der Aufforderung Gretes und entdeckte nun auch den Zuwachs, den sie bekommen hatten.

Heinz Kanitz hatte einen wolligen mit großen Karos gemusterten, weiten Ulster angezogen, jedenfalls sein Staatsgewand, und dazu eine englische Jockeimütze auf den Kopf gestülpt, die Schwester sah auch nicht gerade sehr vorteilhaft aus, sie bildete in ihrem Gummimantel und ihrer Baskenmütze so ein Mittelding zwischen einer reisenden Lehrerin und einer Chauffeuse. Um Mütze und Hals hatte sie einen unendlich langen blauen Tüllschleier geschlungen.

Lothar drückte ihr und ihrem Bruder kräftig die Hand. „Die beste Nummer, die ich je in der Art gesehen habe!" lobte er die beiden.

Grete nötigte sich ein „Das ist wirklich wahr!" ab.

„Die Sache mit der Puppe ist auch wirklich süß!" sagte Signora Cara. Sie stieß etwas mit der Zunge an, und wenn sie lächelte, zeigten ihre Zähne große, unschöne Goldplomben.

Grete schielte nach den anderen Logen hinüber. Natürlich, alle Operngläser waren wie Flintenläufe auf sie gerichtet und auf die Dame mit dem blauen Schal.

Noch einmal bat sie Lothar, jetzt mit ihr aufzubrechen. Nun waren ja ihre Gäste da, und sie konnten sofort mit ihnen zu Hiller fahren. Aber der Rittmeister schwärmte für diese Massenballette, ihn genierte

auch die Anwesenheit der Signora Cara Tornelli mit dem blauen Schleier nicht im mindesten.

Zum Schluß wurde die ganze Manege unter Wasser gesetzt, und die Tänzerinnen verwandelten sich in badende Nymphen. Zum Schrecken Gretes fand ihr Mann selbst an dieser Metamorphose Gefallen, und wenn er sich auch nicht, wie dies Heinz Kanitz und seine Schwester in geradezu ohrenbetäubender Weise taten, an dem Beifallklatschen beteiligte, so schmunzelte er doch viel mehr, als sich dies nach Ansicht Gretes für einen verheirateten Mann bei solcher Gelegenheit schickte.

In einem geschlossenen Automobil wurde endlich die Fahrt zu Hiller angetreten. Frau Grete wurde während der Fahrt von einem aufdringlichen Parfüm belästigt, das Signora Cara Tornelli, die neben ihr saß, ausströmte, und das die Luft in dem geschlossenen Wagen verdarb.

Bei Hiller ließ sich Lothar für die kleine Gesellschaft ein besonderes Zimmer anweisen.

Als der Kellner Grete behilflich war, ihren Pelzmantel abzulegen, sah sie im Spiegel, wie um den Mund des Glattrasierten ein spöttisches Lächeln spielte. In was für sonderbarer Gesellschaft kam doch der Rittmeister v. Üchtinghausen heute abend hierher! Diese Gedanken las sie dem Manne vom Gesicht.

In der Tat machte Heinz Kanitz, der sich zunächst nicht entschließen konnte, sich von seinem karierten Mantel zu trennen und außerdem die Mütze auf dem Kopf behielt, einen recht komischen Eindruck. Grete hatte, dem Wunsche ihres Mannes folgend, sich wirklich fein gemacht. Sie hatte ihr bestes Gesellschaftskleid angezogen, allerletzte Mode, direkt aus Paris bezogen. Die Kunstreiterin trug dagegen unter ihrem Gummi-

mantel ein einfaches, bis an den Hals geschlossenes, dunkelblaues Kleid, dessen Schmuck drei Medaillen, Anerkennungen ihrer artistischen Leistungen bildeten, die sie wie Orden auf der Brust trug.

Grete v. Üchtinghausen hatte sich so eine Kunstreiterin abends beim Souper ganz anders gedacht. Sie hatte geglaubt, in der Signora Cara Tornelli ein elegantes, von Lebenslust überschäumendes Dämchen kennen zu lernen, das Zigaretten raucht, Champagner trinkt und den Männern den Kopf verdreht. Sie hatte sogar ein klein bißchen wegen Lothar Angst gehabt, denn der Rittmeister hatte eine besondere Schwärmerei für den Zirkus, fürs Ballett und ganz besonders für Artistinnen.

Nun aber, da die Schwester ihres Lebensretters neben ihr auf dem Sofa saß und so ganz und gar nicht dem Bild entsprach, das sie sich von ihr gemacht hatte, kam ihr ihre Angst geradezu lächerlich vor.

Lothar hatte eine Anzahl auserlesener Gerichte in Vorschlag gebracht, aber Heinz Kanitz und seine Schwester zogen den raffinierten Leckerbissen der französischen Küche zwei derbe englische Beefsteaks vor. Die Kunstreiterin trank auch nur sehr wenig Wein, und das Rauchen von Zigaretten lehnte sie überhaupt ab.

Die Unterhaltung drehte sich meist um das Schicksal solcher Zirkuskünstler, die Lothar früher kennen gelernt hatte und die ihn interessierten. Heinz Kanitz und seine Schwester kannten viele von ihnen, und so wußte Lothar sehr geschickt die Unterhaltung in Fluß zu halten.

Grete beteiligte sich an dem Gespräch nur wenig. Sie beobachtete, wie ihr Lebensretter mit offenem Munde kaute und wie seine Schwester stets bemüht war, ihm die besten Bissen auf den Teller zu legen.

Das war überhaupt der sympathischste Zug an

der Kunstreiterin, daß sie mit einer geradezu mütterlichen Liebe an dem jüngeren Bruder hing. Sie war zwei Jahre älter als Heinz und hatte seine Befähigung zum Clown zuerst erkannt. Nun traten sie stets zusammen auf und ließen sich als eine Nummer engagieren. Sie stammten aus einer alten Kunstreiterfamilie, hatten aber die Eltern schon früh bei dem bekannten furchtbaren Eisenbahnunglück verloren, das vor Jahren den Extrazug getroffen hatte, der zur Beförderung des Personals, der Tiere und der Utensilien des Zirkus Carré diente. Sie hatten bald gute, bald schlechte, manchmal auch gar keine Engagements gehabt, wie das eben so bei den Artisten geht. Immer aber hatten sie treu zusammengehalten. Sie war ein richtiges Hausmütterchen. Sie konnte kochen, flicken und — was die Hauptsache war — sehr sparsam sein. Der Bruder erkannte ihre Autorität vollkommen an und fügte sich ihr widerspruchslos in allen Dingen.

Man trennte sich schon kurz nach Mitternacht, nachdem man sich nichts mehr zu sagen wußte. Zur Besichtigung des Pferdes, das Cara kaufen wollte, wurden sie und ihr Bruder von den Üchtinghausens für den nächsten Nachmittag zum Kaffee geladen. Man verabschiedete sich mit herzlichem Händedruck, mit dem liebenswürdigsten Lächeln und der Versicherung, einen reizenden Abend verlebt zu haben, während in Wirklichkeit jeder von dem anderen wußte, daß er sich über die Beendigung der Sitzung innerlich von Herzen freute.

„Gott, sind das langweilige Menschen!“ stöhnte Frau Grete, als sie sich, an Lothar anschmiegend, im Automobil bequem zurechtgesetzt hatte. „Ich hatte mir die Sache ganz anders gedacht!“

„Ja, die Wirklichkeit enttäuscht meistens und zer-

stört unsere Illusionen!“ antwortete der Rittmeister, heftig gegen einen Gähnkrampf ankämpfend, um wenigstens etwas zu sagen.

„Schäm dich, in meiner Gegenwart zu gähnen!“ schmollte Frau Grete. „Warum hast du denn nicht gegähnt, wie du dich mit der Signora Cara Tornelli unterhalten hast? Wer ist denn die Schulreiterin Lara Larsen, nach der du sie so eingehend ausgefragt hast?“

„Eine Frau, die meine Großmutter sein könnte, lieber Schatz!“

„Sag mal, du willst wohl hier schlafen?“ rief Frau v. Üchtinghausen nach einer Weile und boxte ihren Mann in die Seite.

Tatsächlich hatte der Rittmeister bereits ein leises Schnarchen vernehmen lassen. Er hatte sich in die Ecke des Wagens gedrückt, der Wein und die Unterhaltung hatten ihn müde gemacht, und die lange Fahrt nach Westend, quer durch den Tiergarten, schien ihm zu einem kleinen Nickerchen ganz geeignet.

„Hier ist die Stelle, an der Hektor scheute! Hier wäre ich beinahe ums Leben gekommen! Und an der Stelle kannst du schlafen, du gefühlloser Mensch!“ zankte Grete.

„Hättest du nicht aus reinem Eigensinn mit dem jungen Tier diese verrückte Fahrt unternommen, dann wäre dir der Schreck und mir der heutige Abend erspart geblieben!“ brummte der Rittmeister, ärgerlich über die Störung.

„Das Pferd war uns als straßensicher verkauft worden, und ich kann doch fahren! Das wirst du mir doch nicht abstreiten wollen! Also von Eigensinn oder Dummheit kann hier keine Rede sein!“ erwiderte gereizt die Baronin.

„Das Wort Dummheit habe ich nicht gebraucht,

das hast du angewendet. Ich wage nicht zu widersprechen."

Das Automobil sauste weiter.

Der Rittmeister gähnte wieder.

Da fing Frau v. Üchtinghausen an zu schluchzen, leise, aber doch so, daß er es hören mußte. Sie war, wenn sie abends ein paar Glas Wein getrunken hatte, in einer besonders empfindsamen Stimmung und beanspruchte von ihrem Mann in dieser Verfassung eine vermehrte Zärtlichkeit.

Die Müdigkeit des Rittmeisters ließ sie nicht als Entschuldigung gelten. Es war in ihren Augen eine Roheit von ihm, sich so wenig um sie zu kümmern. Hinter dem breiten Rücken des Chauffeurs, der nicht sah, was hinter ihm geschah, hätte ein feinfühliger Mann seiner Frau doch zum mindestens einen Kuß gegeben, wenn er mit ihr an der Stelle vorbeifuhr, an der die Frau am Tage vorher beinahe verunglückt war. Aber Lothar war eben nicht feinfühlig.

Der Barbar unterstand sich, nicht einmal zu merken, daß sie schluchzte, wie eben eine unverstandene Frau in einem Automobil schluchzt, das kurz nach Mitternacht durch den menschenleeren Tiergarten fährt.

Ob er's wirklich nicht hörte? Sie griff etwas tiefer in die Register und schluchzte lauter.

Da sagte der Rittmeister ärgerlich: „Kind, laß doch die Albernheiten! Du warst doch bis eben ganz vernünftig!"

Wenn in diesem Augenblick Grete die Möglichkeit gehabt hätte, sich sofort von ihrem Mann scheiden zu lassen, sie hätte es getan. Sie hätte es getan, selbst auf die Gefahr hin, sich mit ihrer Mama zu erzürnen, denn Mama hielt große Stücke auf Lothar und gab ihm immer recht.

Die Möglichkeit zu einer sofortigen Scheidung lag jedoch nicht vor. Aber trennen konnte sie sich von ihm.

Sie überlegte. Wenn sie auf den Gummiball drückte, dann würde ein leiser Pfiff ertönen, und der Chauffeur würde halten. Dann konnte sie aussteigen und den Mann, den sie in diesem Augenblick haßte und verachtete, allein weiter fahren lassen. Sie konnte sich dann einen anderen Wagen nehmen und folgen.

Schon zuckte es ihr in den Fingern, nach dem Signalball zu greifen, als ihr rechtzeitig einfiel, daß hier draußen — man war schon am Kaiserdamm angelangt — keine Wagen zu haben waren. Und zu Fuß konnte sie doch nicht gehen! Sie hatte doch in ihrer Gutmütigkeit, in ihrer Sucht, ihm eine Freude zu machen, ihr bestes Gesellschaftskleid angelegt. Außerdem war man jetzt gleich da. Die beabsichtigte Demonstration hatte eigentlich keinen Zweck mehr.

Frau Grete begnügte sich daher, ihren Abscheu gegen Lothar dadurch zu bezeigen, daß sie auf seine Frage: „Na, hast du dich beruhigt!“ gar nicht antwortete. Sie nahm sich vor, vorläufig mit ihm überhaupt nicht zu sprechen.

Vor der Villa in Westend angelangt, verließ sie schnell den Wagen, das Taschentuch vor das Gesicht gepreßt, und ehe Lothar, der erst den Chauffeur bezahlen mußte, auf der Diele seinen Mantel abgelegt hatte, meldete ihm schon Gretes Zofe, die Frau Baronin habe Kopfschmerzen und habe sich auf ihr Zimmer zurückgezogen.

„Sagen Sie meiner Frau, ich lasse ihr gute Besserung wünschen!“ antwortete der Rittmeister, ging in sein Zimmer und schlug dröhnend die Tür hinter sich zu.

Auf ihrem Nachttisch fand Grete ein Telegramm

von ihrer Mutter vor. Hastig riß sie es auf und las: „Armes Kind! Welch ein Schreck! Danken wir Gott für Deine glückliche Errettung. Ich komme morgen vormittag zehn Uhr zwanzig Minuten. Herzlichen Kuß Lothar und Dir."

Das auch noch! Nun kam auch noch Mama, die immer seine Partei nahm. Zu dumm!

Nebenher stellte nun Frau Grete aber doch fest — darin war sie sehr objektiv —, daß ihr Groll gegen Lothar sich schon etwas besänftigt hatte. An eine Scheidung dachte sie jetzt schon nicht mehr. Das wäre doch eine Dummheit gewesen. Man heiratet einen anderen Mann, und der ist schließlich auch nicht besser als der erste. — Gott, die Männer! Nein, seit sie, an der offenen Tür lauschend, gehört hatte, wie die Zofe ihm ihre Bestellung ausgerichtet und er dann wütend die Tür seines Zimmers zugeschlagen hatte, war ihre Stimmung versöhnlicher geworden. Zum ersten Male hatte er keinen Gutenachtkuß von ihr bekommen! Jetzt wußte er, daß sie es verstand, einen Mann, der es wagt, sich auf einer solchen Nachhausefahrt gleichgültig zu stellen, der gähnt und schläft, nach Gebühr zu strafen.

* * *

Als Frau Grete am anderen Morgen das Frühstückszimmer betrat, meldete ihr der Diener, daß der Herr Rittmeister schon in die Stadt gefahren sei.

„Hat er an mich etwas bestellt?" fragte Frau Grete.

„Nein, Frau Baronin," antwortete Jean, ihre Tasse füllend.

Frau v. Üchtinghausen war über die Abwesenheit Lothars etwas betroffen. Nun wußte er ja gar nicht, daß Mama kam! Was würde Mama sagen, wenn er

nicht zu ihrem Empfang auf den Bahnhof kam? Das auch noch!

Sie faßte sich an die schmerzende Stirn. Sie hatte die Nacht schlecht geschlafen. Sie hatte von einem ganzen Schock Clowne geträumt, die ihr lauter gräßliche Puppen in die Arme legten.

Nach längerem Besinnen kam sie zu einem Entschluß. Sie mußte sofort den Burschen mit einem Brief zu ihrem Mann nach Berlin senden. Der Bursche kannte ja das Zimmer im Generalstabsgebäude, in dem der Rittmeister arbeitete. Es war keine Zeit zu verlieren, sonst konnte der Rittmeister nicht mehr rechtzeitig auf dem Bahnhof eintreffen.

Frau Grete setzte sich an den Schreibtisch und schrieb: „Lieber Lothar! Aus anliegender Depesche siehst Du, daß Mama sich sehr um mein Befinden ängstigt. Sie trifft um zehn Uhr zwanzig Minuten ein. Ich erwarte Dich auf dem Bahnsteig. Deine Grete."

So, sie schloß den Brief und gab ihn dem Burschen mit dem Auftrag, ihn, unter Benützung jeder sich bietenden Fahrgelegenheit, schnellstens dem Rittmeister auszuhändigen.

Nachdem diese Angelegenheit erledigt war, überlegte Frau Grete, was für ein Kleid sie anziehen solle. Sie entschloß sich dazu, ein dunkles Kleid zu wählen. Sie wußte, daß ihr das gut stand, und daß dadurch die Blässe ihres Gesichtes schärfer hervortrat. Etwas leidend auszusehen, hielt sie unter den gegebenen Verhältnissen für durchaus angebracht. Es würde auch auf Lothar Eindruck machen.

Zehn Minuten vor Eintreffen des Zuges ließ Frau Grete an der Bahnsteigsperre ihre Karte abknipsen. Vergeblich suchte sie unter den Wartenden nach ihrem Mann. Der Rittmeister war noch nicht da. Minute

auf Minute verrann, ohne daß er kam. Das war wirklich ärgerlich. Sie hatte es sich so sehr nett gedacht, in zurückhaltend kühler Haltung neben ihm auf dem Bahnsteig auf und ab zu gehen und allen seinen Annäherungsversuchen ein eisiges Schweigen entgegenzusetzen. Nun kam er gar nicht.

Der Zug lief ein.

Eine Minute später lagen sich Mutter und Tochter in den Armen.

Mama war sehr gerührt. „Wie blaß du noch aussiehst!“ sagte sie, Grete liebevoll die Wangen streichend. „Wo ist denn Lothar?“

Eben wollte Grete sein Ausbleiben entschuldigen, eine kleine Notlüge hatte sie sich schon ausgedacht, als sie die Stimme ihres Mannes dicht hinter sich hörte.

„Hier, liebe Mama, ist er!“ Er zog ohne viele Umstände seine Schwiegermutter an die Brust und gab ihr einen kräftigen Kuß.

„Du Guter!“ sagte die Mama und blickte dankbar zu dem Schwiegersohn auf. „Grete hat mir geschrieben, wie besorgt du um das arme Kind gewesen bist. Nicht wahr, sie ist so dankbar?“

Der Rittmeister räusperte sich, was Gretes Mutter für eine Bestätigung ihrer Frage hielt, dann nahm er die Handtasche, den Gepäckschein und besorgte mit Umsicht die Unterbringung der Damen und des Gepäcks in eine Droschke. Automobile benützte die Schwiegermutter grundsätzlich in Berlin nicht, sie waren ihr zu gefährlich.

Bei Tisch ließ sich Gretes Mutter, die von der Dienerschaft Frau Geheimrat angeredet wurde, da ihr verstorbener Mann den Titel eines fürstlichen Geheimen Kommerzienrats geführt hatte, noch einmal den Hergang des ganzen Vorfalls erzählen. Dabei

kam natürlich auch die Unterhaltung auf den Lebensretter.

„Liebe Kinder,“ sagte mit sehr ernster Miene die Frau Geheimrat, „in dem Brief Gretes stand, daß du, Lothar, dem Lebensretter so außerordentlich dankbar seist und ihm am liebsten dein ganzes Vermögen schenken möchtest. Meine Dankbarkeit dem Herrn gegenüber ist natürlich, wie ich wohl nicht besonders zu versichern brauche, nicht minder groß, aber wir wollen uns doch von unseren guten Herzen zu keiner Unbesonnenheit verleiten lassen. Hoffentlich habt ihr dem Lebensretter noch keine bestimmten Versprechungen gemacht?“

„Liebe Mama,“ antwortete Lothar, während Grete verlegen schwieg, „mit dem Mann sind wir vollständig im reinen. Wir haben mit ihm und seiner Schwester gestern abend bei Hiller soupiert und ihn, als Lebensretter Gretes, bei einer Flasche Champagner gefeiert. Mehr verlangt der Mann gar nicht. Ich privatim mache noch ein kleines Geschäft mit ihm. Ich verkaufe ihm nämlich den Schinder, der Grete vorgestern aus den Händen gegangen war und das ganze Unglück verschuldet hat.“

„Ihr habt gestern abend bei Hiller mit ihm soupiert?“ fragte erstaunt die Frau Geheimrat.

„Siehst du denn nicht, daß Grete noch ganz verkatert aussieht?“ antwortete der Rittmeister. „Ja, wir sind erst nach ein Uhr nach Hause gekommen. Zuerst waren wir im Zirkus und haben den Lebensretter und seine Schwester bewundert. Seine Schwester ist nämlich bei Busch Voltigenreiterin. Er ist Dummer August!“

„Wie kannst du das nur von Gretes Lebensretter sagen!“ korrigierte in einem Ton, der etwas schärfer

klang, als sie ihn sonst ihrem Schwiegersohn gegenüber anzunehmen pflegte, die Frau Geheimrat.

„Liebe Mama, der Mann ist tatsächlich ein Dummer August. Er ist ein richtig gehender Clown,“ versicherte der Rittmeister noch einmal.

„Aber Lothar!“

„Das soll doch für den kleinen Coco keine Beleidigung sein. Das ist sein Beruf. Grete kann's dir bestätigen,“ antwortete Lothar.

„Ja, Mutti, er ist ein Clown,“ sagte nun auch Grete etwas kleinlaut.

„Dafür kannst du nicht, liebes Kind!“ Die Frau Geheimrat klopfte dabei liebkosend die Hände ihrer Tochter, dann wandte sie sich wieder dem Rittmeister zu und sagte sehr kurz und bestimmt: „Grete schrieb mir, du wolltest dem Mann dein ganzes Vermögen schenken. Ich dachte, ihr hättet beide den Kopf verloren. Darum bin ich sofort hierher gekommen.“

„Lothar hat das nicht ernst gemeint, liebe Mutti,“ sagte Grete etwas spitz.

„Ausgezeichnet!“ versetzte Lothar und lachte. „Du hast also wirklich geglaubt, wir wären beide verrückt geworden! Nee, liebe Schwiegermutter, Grete ist ja von der Sache etwas mitgenommen, besonders daß ihr Lebensretter ein Clown ist, hat ihr weh getan, aber ich habe nicht einen Augenblick die Besinnung verloren. Nee, der Heinz Kanitz will gar nichts geschenkt haben, der hat seinen Beruf und sein Auskommen und trachtet nicht nach unserem Vermögen.“

Lothar trank, noch immer lachend, seinen Wein aus.

„Nun, dann ist es ja gut,“ sagte etwas steif die Frau Geheimrat, „dann ist ja meine Warnung überflüssig!“

Gretes Augenbrauen zogen sich bei dem Lachen

des Rittmeisters finster zusammen. Sie hatte Messer und Gabel aus der Hand gelegt, ihre Augen funkelten, und die Flügel ihres feinen Näschens begannen zu beben. „Lothar," stieß sie zornig hervor, „du hast mir gestern auf das Bestimmteste versichert, daß du meinem Lebensretter alles zu geben bereit wärst, was du besitzest. Das habe ich an Mama geschrieben, weil ich es glaubte. Daß du jetzt darüber lachst, daß ich dein Wort ernst genommen habe, spricht nicht gerade zu deinen Gunsten."

„Aber Grete!" Die Frau Geheimrat legte ihre Hand besänftigend auf die der Tochter.

„Laß sie doch!" meinte belustigt der Rittmeister.

Gretes Gesicht flammte auf in zorniger Röte. Das Lächeln ihres Mannes reizte sie noch mehr. „Nun frage ich dich, was hättest du getan, wenn dieser Heinz Kanitz nicht in gesicherter Stellung wäre? Wenn er an dich das Verlangen gestellt hätte, ihm als Belohnung dafür, daß er mich gerettet hat, dein Vermögen zu geben? Hättest du dein Wort gehalten oder nicht?"

„Das fragst du mich, der du ihm gestern noch nicht einmal seine Puppe halten wolltest?" Der Rittmeister, der die Sache immer noch nicht ernst nahm, lachte wieder.

„Nun weiß ich genug. Nun weiß ich, was ich von dir zu halten habe!" sagte Grete, stand auf und verließ das Zimmer.

„Donnerwetter, das ist stark!" rief Lothar und sprang ebenfalls von seinem Sitz auf.

„Sie ist nervös! Sie ist angegriffen! Sie muß geschont werden!" Damit stürmte die Frau Geheimrat hinter ihrer Tochter aus dem Zimmer.

Zehn Minuten später fuhr der Rittmeister in die Stadt. Mochten die überspannten Frauenzimmer

mit sich allein fertig werden. Er hatte keine Lust, sich von ihnen die Stimmung verderben zu lassen. Er hatte schon immer die Luftschiffer in Tegel besuchen wollen. Heute hatte er Zeit, den geplanten Besuch auszuführen.

* * *

Als zwei Stunden später sich Grete soweit beruhigt hatte, daß sie mit ihrer Mutter im Gartenzimmer den Kaffee einnehmen konnte, sagte die Frau Geheimrat zu ihr: „Es tut mir leid, daß ich hierhergekommen bin. Ich hatte geglaubt, euch in Glück und Wonne schwimmen zu sehen, statt dessen zankt ihr euch bei jeder Kleinigkeit."

Frau Grete sah einen Augenblick ihre Mutter sprachlos an. „Bei jeder Kleinigkeit?" wiederholte sie. „Du nennst es eine Kleinigkeit, wenn mein Mann mit mir im Automobil fährt und dabei schläft und gähnt?"

„Wenn ein Mann schlafen will, soll man ihn schlafen lassen," erklärte die Frau Geheimrat. „Dein Vater machte es in solchen Fällen genau so wie Lothar."

„Als Bräutigam hätte er sich nie unterstanden, so rücksichtslos zu sein."

„Er ist doch aber jetzt nicht mehr dein Bräutigam, liebes Kind. Ja, solange sie verlobt sind, geben sich die Männer ganz anders. Das ist bei allen das gleiche!"

„Du nimmst natürlich wieder seine Partei!" schmollte Grete.

„Nun, daß er einem Mann, der ein Pferd aufhält, nicht gleich Hunderttausende schenkt, ist doch nur vernünftig. Das mußt du doch auch einsehen? Was sollte denn Lothar anfangen, wenn er sein Vermögen verschenkt? Ohne Vermögen wäre er in seinem Regiment unmöglich. Es geschieht doch auch in deinem Interesse, daß er das schöne, gute Geld nicht zum Fenster hinauswirft."

„Aber er hätte doch sagen können, daß ihm für mich kein Opfer zu groß wäre. Statt dessen lacht er und tut, als ob ich nicht recht bei Verstand wäre! Nein, ich bin sehr böse auf ihn."

„Treibe die Sache nicht zu weit, liebes Kind," mahnte die besorgte Mutter. „Man darf bei solchen Männern, wie Lothar, nie den rechten Augenblick zum Einlenken versäumen. Sonst bleibt leicht für lange Zeit ein Schatten zurück, der dann schwer zu vertreiben ist. Die Behandlung der Männer ist nicht so einfach."

Die Frau Geheimrat war noch dabei, der Tochter aus dem Schatze ihrer Erfahrungen lehrreiche Beispiele anzuführen, wie man sich als kluge Frau den Männern gegenüber zu benehmen habe, als Heinz Kanitz und seine Schwester gemeldet wurden.

Grete schrak auf. An die hatte sie gar nicht mehr gedacht! Nun war Lothar nicht da!

„Was wollen denn die Leute schon wieder?" fragte die Geheimrätin. „Wenn ihr doch bis ein Uhr nachts mit ihnen zusammen gewesen seid —"

„Sie wollen das Pferd kaufen."

„Ich verstehe nicht, daß ihr den Leuten das Pferd nicht ganz einfach schenkt. Mir wäre das die sympathischste Lösung der ganzen Belohnungsfrage deines Lebensretters."

Grete hatte keine Zeit, ihrer Mutter zu antworten, denn in diesem Augenblick wurden Heinz Kanitz und seine Schwester von dem Diener in das Zimmer geführt.

Mit einem großen Aufwand von liebenswürdigen Worten dankte die Frau Geheimrat dem Clown für die Rettung ihrer Tochter.

Der kleine Coco war zunächst, wie immer fremden Damen gegenüber, verlegen und bescheiden. Er be-

hauptete, die ganze Sache wäre ja kaum der Rede wert.

Die Schwester, Signora Cara Tornelli, die heute einen auffallend großen Hut und weiße Tanzschuhe trug, brachte das Gespräch auf das zu kaufende Pferd.

„Ich habe eben schon mit meiner Tochter ausgemacht, daß wir Ihnen das Pferd schenken,“ sagte die Frau Geheimrat.

Heinz Kanitz und seine Schwester widersprachen. Sie erkundigten sich nach dem Rittmeister. Sie behaupteten, es wäre mit dem Baron schon alles in Ordnung gebracht. Aber die Frau Geheimrat bestand darauf, daß von einem Kauf des Pferdes bei der Dankbarkeit, die man dem jungen Herrn schuldig wäre, keine Rede sein könne, das Pferd müsse von ihm als Geschenk angenommen werden. Mit ihrem Schwiegersohn werde sie schon in diesem Sinne sprechen.

Frau Grete ließ ihre Mutter gewähren. Aberglauben war in ihren Augen Dummheit. Sie fand es ganz richtig, daß man den Leuten das Pferd schenkte und daß man dem Kind auch den richtigen Namen gab. Das Bemänteln des Schenkens durch einen vorgespiegelten Kauf entsprach ganz und gar nicht ihrem Empfinden. Und dann reizte es sie auch, Lothar, aus Rache für sein taktloses Benehmen im Automobil und bei Tisch, diesen kleinen Streich zu spielen. Sie freute sich darauf, ihm sagen zu können, diese Zirkusleute sind gar nicht so, wie du glaubst. Sie haben das Pferd ganz gern geschenkt genommen, auch ohne die Farce des Kaufs. Nun kann ich wenigstens jedem sagen, ich habe meinem Lebensretter als Belohnung ein Pferd geschenkt.

Man war auf den Hof hinausgetreten, und der Kutscher führte den Rappen vor.

Signora Cara Tornelli wünschte ihn im Schritt, im Trab und im Galopp zu sehen. Sie befühlte die Beine des Pferdes, besah sich seine Augen sehr genau und untersuchte die Zähne des Tieres.

Sie nickte ihrem Bruder des öfteren sehr befriedigt über ihren Befund zu. „Ich glaube, Heinz, daß wir das Tier gebrauchen können."

„Ganz meine Ansicht," bestätigte der.

„Wenn Sie das Pferd annehmen wollen, kann es Ihnen der Kutscher sofort nach Berlin führen," sagte Grete.

Die Geschwister berieten mit leiser Stimme etwas abseits von den anderen. Heinz schien seiner Schwester zuzureden, das Geschenk anzunehmen, Signora Cara schien Bedenken zu hegen. Aber schließlich gab sie nach.

Grete lächelte triumphierend, als sie mit feierlichem Handschlag ihrem Lebensretter das Pferd zum Geschenk machte. Der lehnte es ab, sich den Gaul von dem Kutscher nach der Stadt bringen zu lassen. Er legte ihm ein mitgebrachtes Zaumzeug an, schnallte ihm eine Decke auf den Rücken, dann verabschiedete er sich durch einen kraftvollen Händedruck von der Baronin und ihrer Mutter, bestellte an den Rittmeister einen Gruß und saß im nächsten Augenblick auf dem Pferd, das er mit ruhiger, sicherer Hand durch Hof und Garten hinaus auf die Straße lenkte.

„Es wird ihm doch nichts passieren?" stieß ängstlich Grete hervor.

Signora Cara lächelte. „Er reitet fast so gut wie ich," antwortete sie, dann verabschiedete auch sie sich von den Damen und fuhr nach der Stadt zurück.

* * *

Zum Abendessen kehrte Lothar zurück. Auf beiden Seiten war man versöhnlich gestimmt. Als die Frau Geheimrat die Kinder aufforderte, sich einen Kuß zu geben, kamen Grete und Lothar dieser Aufforderung ohne Sträuben nach.

Bei Tisch wurde Lothar der Besuch der Zirkusleute geschildert.

„Sonderbare Menschen!“ meinte die Schwiegermutter.

„Was haben sie denn angezahlt?“ fragte Lothar.

„Nichts,“ lächelte Grete. „Sie haben das Pferd als Geschenk angenommen. Hoffentlich ist dir das nicht zuviel für die Rettung deiner Frau, du Geizkragen!“

„Ihr habt ihnen das Geschenk aufgedrängt,“ antwortete mißtrauisch der Rittmeister.

„Das kann man doch nicht sagen, lieber Lothar,“ log die Schwiegermutter, die das Heraufsteigen eines neuen Unwetters am ehelichen Himmel der beiden Kinder befürchtete.

„Na, na!“ zweifelte der Rittmeister.

„Du wirst doch hoffentlich in Mamas Worte keinen Zweifel setzen?“

Damit wurde jeder Widerspruch ihres Mannes von der blonden Frau Grete in diplomatischer Weise im Keime erstickt.

Lothar streckte vor den beiden Frauen die Waffen. Man beschloß am andern Tag ein Theater zu besuchen und überredete die Frau Geheimrat, die das Wort „Abreise“ fallen ließ, ihren Aufenthalt zu verlängern.

* * *

Vierzehn Tage waren vergangen. Die Frau Geheimrat war wieder abgereist, und von Heinz Kanitz und seiner Schwester war bei Üchtinghausens kaum

noch die Rede. Da fand der Rittmeister eines Morgens unter den eingelaufenen Briefen ein Schreiben, das von ungelenker Hand geschrieben eine Einladung der Signora Cara Tornelli zu einer Probe im Zirkus enthielt.

„Aha, sie wollen uns den Rappen in Dressur vorführen," meinte Lothar und gab den Brief an Grete.

„Ob wir hingehen? Eine Zirkusprobe habe ich noch nie gesehen."

„Gut, sehen wir uns mal morgen früh an, was inzwischen aus dem schwarzen Teufel geworden ist."

Am anderen Morgen fuhren Lothar und Grete in die Stadt.

Welch ein anderes Bild bot an diesem trüben Wintermorgen das Innere des Zirkus, das Grete erst einige Wochen vorher abends in einem überwältigenden Lichterglanz, angefüllt von vielen tausend frohgestimmten Menschen, bewundert hatte. Von der Kuppel herab fiel das matte Tageslicht auf die Manege, und düster und leer gähnten dem Eintretenden die aufsteigenden Sitzreihen entgegen. In der Manege übte ein junges Mädchen in grauem Leinenkittel auf dem Rücken eines alten, steifen Panneaupferdes einige Tanzpas. Sie trug um die Hüften einen Gürtel, an dem die Longe befestigt war, die ein Stallmeister in der Hand hielt. Die kurzen, herrischen Befehle des Stallmeisters, das laute Knallen seiner Peitsche, das Schnauben des kurzatmigen Pferdes, wirkten in dem großen leeren Raum auf Grete in hohem Grade unangenehm. Dabei sah sie, daß die Peitsche des Stallmeisters nicht immer nur das Pferd traf, sondern oft genug die junge Elevin.

„Das ist ja empörend!" sagte sie zu Lothar. „Das ist ja nicht zum Ansehen! Er mißhandelt das Kind."

„Der Weg zum Ruhm ist steil und mit Ohrfeigen gepflastert,“ antwortete Lothar. „Ohne Hiebe geht es nun mal nicht. — Wir wollen uns den Stall ansehen. Komm!“

Er führte Grete an einem Trupp Artisten vorbei, die in Mänteln, mit aufgeschlagenen Rockkragen und tief nach vorn in die Stirn geschobenen Hüten, am Eingang des Stalles standen.

Im Stall kam ihnen Heinz Kanitz entgegen. Er hatte eine alte Jockeimütze auf, und seine Hosen steckten in kurzen Schaftstiefeln. Er begrüßte freudig den Rittmeister und seine Frau.

„Wir kommen gleich dran,“ sagte er. „Kommen Sie mit zu meiner Schwester, die ist schon bei King Bell, so haben wir den Rappen getauft.“

In einer Box, ganz am Ende des zweiten Stalles, trafen sie Cara, die dem Rappen selbst das Futter gab. Die Kunstreiterin hatte auch das auf den Proben übliche graue Leinenzeug angezogen und das schwarze Haar hochgesteckt. Nach der Begrüßung des Rittmeisters und seiner Frau, wandte sie sich wieder King Bell zu.

„Der arme Kerl!“ sagte sie, dem schönen Pferd den glatten Hals klopfend. „Das Lernen fällt ihm so schwer. Er ist gutartig, aber entsetzlich nervös. Man muß viel Geduld mit ihm haben. Bisher habe ich ihn nur immer an der Longe gehen lassen, heute soll er zum ersten Male mit Pauken und Trompeten geritten werden.“

Ein Stallknecht meldete, daß die Manege frei sei.

„Setzen Sie sich in eine Loge, gnädige Frau,“ sagte Cara zu der Baronin, „King Bell ist schon einmal mitten in die ersten Sitzreihen hineingesprungen, der gute, dumme Kerl!“

Lothar führte Grete in eine Loge, und von hier aus sahen sie sich die Vorbereitungen an, die für den Unterricht King Bells getroffen wurden. Ein Dutzend Artisten verteilten sich auf die verschiedenen Parkettplätze, um durch Schwenken von Hüten, Taschentüchern und Regenschirmen das Pferd gegen alle Demonstrationen vom Zuschauerraum aus fest zu machen. Einige andere Artisten stellten sich auf dem Manegenrand auf, um ein Ausbrechen des Rappen zu verhindern.

Dann führte Coco das Pferd in die Manege. Stolz trug er die inzwischen verliehene Rettungsmedaille auf der Brust.

Man hatte dem schlanken, kraftvollen Tier eine englische Pritsche aufgelegt und ihm den Kopf kurz geschnallt. Es blies ärgerlich in die Nüstern und tänzelte unruhig neben seinem Führer her. Die Zirkusluft schien ihm noch wenig zu behagen.

Cara trat mit einer langen Peitsche ein und stellte sich in der Mitte der Manege auf. Coco gab das Pferd frei, das ein Zuruf und ein leichter Schlag mit der flachen Hand in Trab brachte.

Zunächst ging die Sache ganz gut. Der Rappe verstand, was man von ihm wollte, und er lief längs dem Manegenrand einen ruhigen Trab. Cara wußte ihn meisterlich durch kleine Hilfen mit der Peitsche zu dirigieren. Bald mußte sich das Pferd in Galopp setzen, dann wieder in Schritt fallen, dann wieder traben. Cara lobte King Bell, gab ihm von Zeit zu Zeit ein Stück Zucker, und alle waren darin einig, daß er gute Fortschritte gemacht habe und das Gehen an der Longe nicht mehr notwendig sei. Die Sache wurde jedoch bedeutend kritischer, als die Artisten, die auf den Parkettplätzen saßen, während eines scharfen Galopps

Ring Bells mit Hüten und Taschentüchern zu winken begannen und mit den Füßen trampelten. Er schrak zusammen, bog nach innen ein, stellte sich auf die Hinterbeine oder suchte in den Stall zu flüchten. Mit Ruhe, aber mit unerbittlicher Strenge führte Cara die Peitsche und zwang das nervöse Tier immer wieder in die ihm vorgeschriebene Bahn. Der rasende Galopp längs dem Manegenrand ermüdete mit der Zeit das Pferd, aber der Zuruf seiner Herrin und die stets scharf treffende Peitsche trieben es immer wieder von neuem an. Schon nach zehn Minuten vermochte kein Stampfen, kein Winken, kein Schreien der Zuschauer das Pferd mehr von seiner Arbeit abzulenken. Seine ganze Aufmerksamkeit galt seiner Herrin, die zu loben, aber auch zu strafen verstand.

Als dem Rappen endlich eine Ruhepause gegönnt wurde, hatte sich da, wo die Geschirrteile die glänzende Haut streiften, weißer, dichter Schaum gebildet. In der kalten Luft dampfte das Pferd.

„Heute ist er besonders brav,“ sagte Cara zu dem Rittmeister, der in die Manege heruntergekommen war und der Kunstreiterin über die Art, wie sie die Peitsche zu führen verstand, einige Komplimente machte.

„Wann wird denn das erste Debüt stattfinden?“ fragte Üchtinghausen.

„Wenn alles gut geht, in einem halben Jahr,“ meinte Cara. „Aber dann werden wir nicht mehr in Berlin sein.“

Während sich der Rittmeister mit der Kunstreiterin unterhielt, wurden dem Pferd von zwei Stallknechten unter Aufsicht Cocos allerhand Lärm- und Musikinstrumente aufgeschnallt. Man hatte dem Pferd ein Hintergeschirr angelegt, und an dies wurden Blechtöpfe, in die man Steine gelegt hatte, Blechdeckel und Trommeln

befestigt. Vor dem Sattel wurde eine Pauke angebracht, an den Schwanzriemen wurden lose Strickenden gebunden, die dem Pferd beim Laufen an die Hinterbeine schlagen mußten.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, die dazu dienen sollten, das Pferd an das Anschlagen fremder Gegenstände an alle Teile seines Körpers zu gewöhnen, die ihm den „Kitzel" nehmen sollten, und die bestimmt waren, es gleichzeitig unempfindlich gegen Lärm und Musik zu machen, wurden die Zügel, die von dem Kopf nach dem Leibgurt führten, losgeschnallt. Gleich darauf saß mit einem kühnen Sprung Coco mitten zwischen Trommeln und Blechtöpfen auf dem Rücken des Pferdes.

„Los!" kommandierte Cara mit heller Stimme.

Die beiden Stallknechte, die King Bell am Kopf hielten, gaben das Pferd frei, und dieses setzte sich in Trab. Ein Zuruf Caras, ein leichter Peitschenschlag und aus dem Trab wurde ein Galopp.

Nun rasselten die Steine in den Blechtöpfen, nun schlugen lärmend die Blechdeckel aneinander, nun streiften die Enden der Stricke die Beine des Pferdes, und auf seinem Rücken schlug Coco kräftig auf Trommeln und Pauke. Das Pferd hatte willig eingesetzt, aber als auf seinem Rücken dieser Höllenlärm losbrach, als an seinen zitternden Flanken, rechts und links, die lose angehängten Geräte klapperten, da versagte es den Gehorsam, da lief es aus der Bahn, bockte wild und, als es hart von der Peitsche Caras getroffen wurde, stellte es sich kerzengerade auf die Hinterbeine.

Grete stieß einen lauten Schrei aus. Krampfhaft faßte sie nach dem Arm des neben ihr stehenden Rittmeisters.

„O Gott! Er stürzt!“

„Er denkt nicht dran!“ beruhigte Lothar seine Frau.

Coco hockte auf dem Rücken des wildgewordenen Pferdes wie ein kleines Raubtier. Seine Hände hatten sich in der Mähne des Rappen festgekrallt, seine kurzen Beine klammerten sich wie eine Zange um die Weichen des Tieres.

Cara trat zurück, um dem Pferd Zeit zu geben, sich zu beruhigen. Mit scharfer Stimme rief sie, die Gefahr erkennend, ihrem Bruder zu: „Abspringen!“

Aber die Warnung kam zu spät. Das Pferd, das mit den Vorderbeinen fuchtelnd in der Luft herumgeschlagen hatte, verlor das Gleichgewicht und stürzte nach hinten über, seinen Reiter unter sich begrabend.

Grete lag ohnmächtig in den Armen Lothars.

Unten in der Manege aber faßten ein Dutzend kräftige Artistenfäuste die wild um sich schlagenden Pferdehufe, und andere zogen unter dem zappelnden Körper des Tieres den Clown hervor.

Es schien, als ob Coco bewußtlos sei, aber plötzlich stand er mit einem Sprung auf den Füßen. Ein Hieb von ihm mit der Peitsche, und auch King Bell stand, wenn auch an allen Gliedern zitternd, aufrecht.

* * *

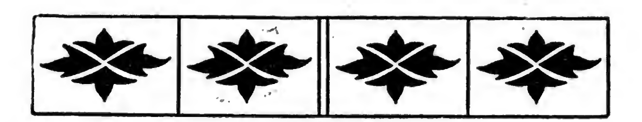
Am andern Tage brachte ein Stallknecht den Rappen zurück nach der Villa des Rittmeisters v. Üchtinghausen.

Signora Cara Tornelli schrieb dazu, daß sie von dem Geschenke keinen Gebrauch machen könne, denn das bringe nur Unglück.

Plötzlich lachte der Rittmeister, als er den Brief las, laut auf und lief zu Frau Grete. Als Nachschrift hatte Toco in ungelenken Schriftzügen dem Briefe angefügt: „Geschenkt wollen wir den Gaul nicht, aber auch für achthundert Mark kann ich ihn nicht mehr brauchen. Er ist den Preis nicht wert. Wollen Sie mir ihn aber um sechshundert lassen, so schicken Sie ihn nur wieder zurück."

Jetzt lachte auch Frau Grete, und gleich darauf führte der Stallknecht vom Zirkus den Rappen wieder aus dem Hof.





Der
Hase in der französischen Küche.
Von Eva Saldern.

Mit 8 Bildern. ✦

Daß der harmlose Lampe zu den meistverfolgten Geschöpfen auf dem ganzen Erdenrund gehört, ist eine unbestreitbare, für ihn selber sicherlich sehr beklagenswerte Tatsache. Schon in seiner frühesten Jugend ist er den unermüdlichen Nachstellungen aller vierbeinigen und gefiederten Raubgesellen in Wald und Feld ausgesetzt, und wenn es ihm glücklich bis zu einem gewissen Lebensalter gelungen ist, diesen blutdürstigen Feinden zu entrinnen, so darf er fast mit Sicherheit darauf rechnen, an einigen Schrotkörnern zu sterben, lange bevor er die Beschwerden des Greisentums kennen gelernt hat. Alle Welt hat den Ärmsten eben „zum Fressen" gern, und er würde bei dieser allgemeinen Beliebtheit vermutlich längst zu den ausgestorbenen Tiergattungen gehören, wenn ihn nicht seine sprichwörtliche Fruchtbarkeit zur Freude aller Feinschmecker vor solchem Schicksal bewahrt hätte.

Mit dieser Feststellung seiner Begehrtheit soll nun freilich beileibe nicht gesagt sein, daß der gebratene, gedünstete, gesulzte oder zu Pasteten verarbeitete Hase auch unter allen und jeden Umständen ein ausgesuchter Leckerbissen sein müsse. Jeder von uns hat Gelegenheit

gehabt, sich zu überzeugen, daß recht wohl auch das Gegenteil der Fall sein kann, und darum darf unseren verehrten Hausfrauen gar nicht oft und eindringlich genug zu Gemüte geführt werden, daß das Allerwichtigste für einen Hasenbraten der vorsichtige Einkauf ist.

Grundverschieden wie die Qualitäten unserer lieben Nebenmenschen sind auch die Qualitäten derer vom Geschlecht Lampe. Es gibt unter ihnen nicht nur Junge und Alte, Gesunde und Kranke, Wohlgenährte und Magere, sondern auch Vornehme und Geringe — wenigstens, so weit es sich um den mehr oder weniger erlesenen Wohlgeschmack ihres Fleisches handelt. Der Hase, der während seines kurzen Erdenwallens in der glücklichen Lage war, sich von den feinen und würzigen Kräutern der Bergwälder zu nähren, repräsentiert auch noch nach seinem Tode eine ganz andere Klasse als der plebejische Feldhase, der sich mit derber Kost begnügen mußte und bei dem überdies wohl oft genug Schmalhans Küchenmeister war. Man suche sich also, soweit es mangels vollgültiger Ausweispapiere möglich ist, zunächst über die Herkunft des in Betracht genommenen Hasen zu unterrichten, und man lasse sich's, wenn die Auskunft befriedigend war, nicht verdrießen, ihn sodann einer eingehenden körperlichen Untersuchung zu unterziehen.

Daß ein junger, noch nicht ausgewachsener Hase unbedingt eine besondere Delikatesse sei, ist, wenigstens nach der persönlichen Überzeugung der Verfasserin, ein Aberglaube. In solchen Fällen, wo die Ernährung des Jungtieres ausnehmend günstig war, mag es ja zuweilen zutreffen, meist aber wird das Fleisch eines Hasen, der es noch nicht auf mindestens zwei Kilo gebracht hat, fad und geschmacklos sein, der Mühe und Sorgfalt nicht wert, die eine gute Hausfrau auf seine Zubereitung

verwendet. Über die Bratpfannen-Unwürdigkeit des zu alten Hasen ist kaum ein Wort zu verlieren. Ein Bursche mit langen gelben Zähnen und von mehr als vier Kilo Gewicht sollte für die feine Küche gar nicht erst in Frage kommen. Auch die üppigste Verschwendung von Speck, Butter und Rahm wird die Trockenheit und Zähigkeit seines Fleisches ebensowenig



Der Hase wird auf die Merkmale seiner guten Beschaffenheit untersucht.

überwinden als den fatalen Beigeschmack, der ihm unzertrennlich anhaftet.

Wer vor schmerzlichen Enttäuschungen bewahrt bleiben will, der wähle einen Hasen von nicht weniger als zweieinhalb und nicht mehr als dreieinhalb Kilo Gewicht, er gebe dem männlichen vor dem weiblichen den Vorzug, und er versäume nicht, die Schußverletzungen auf ihren Sitz und ihre Beschaffenheit hin anzusehen. War der Hase in die Flanke getroffen, so

ist anzunehmen, daß die Gedärme verletzt sind und ihr Inhalt in unerfreuliche Berührung mit dem Fleische gekommen ist; ein Schuß in unmittelbarer Nähe des Herzens hat ein vollständiges Ausbluten des Tieres



Das Auffangen des Blutes.

zur Folge und verringert damit ebenfalls seinen Wert für die Küche. Dasselbe gilt von zerschossenen Knochen oder in zu großer Ausdehnung zerrissenen Muskelpartien. Wenn man ihn haben kann, entscheide man sich also immer für einen Hasen, dem durch Kopfschuß das Lebenslicht ausgeblasen wurde, und man suche ihn möglichst bald nach seinem gewaltsamen Tode zu erlangen.

Die Kennzeichen der Schußfrische sind untrüglich. Ein klares, noch nicht glasiges oder getrübtes Auge, eine feuchte Zunge und ein kaum erst wahrnehmbarer Geruch aus dem Maule beseitigen nach dieser Richtung hin jeden etwaigen Verdacht. Hat aber der Verwesungs-

prozeß erst einmal begonnen, so ist nur schwer ein Urteil über die seit dem Tode des Tieres bereits vergangene Zeit zu gewinnen, und man kann sich durch den Genuß möglicherweise der Gefahr ernstlicher Erkrankung aussetzen.

Natürlich darf der schußfrische Hase nun nicht etwa sogleich zubereitet werden, sondern er muß einige Tage hängend an einem kühlen, luftigen Orte aufbewahrt werden, wobei man während der ersten Stunden öfter nachsehen muß, ob noch Blut aus dem Körper tropft. Ist das der Fall, so hat man ihn falsch aufgehängt, und man ändere dementsprechend die Lage. Am



Teilung des Hasen für die Zubereitung nach französischer Art.

zweckmäßigsten ist es nach unserer Erfahrung immer, das Tier weder an den Hinter- noch an den Vorderläufen, sondern an allen vier Beinen aufzuhängen.

Erst wenn er „abgelegen" genug scheint, geht man

an das Abziehen und Enthäuten des Hasen. Man hängt ihn zu diesem Zweck an den Hinterläufen auf, schneidet mit einem spitzen, scharfen Messer das Fell von den Pfoten bis zum Verschluß auf, streift es, mit dem



Vorrichtung des Hasenpfeffers.

Messer nachhelfend, von Keulen und Blume und dann mit einem festen Zug bis zu den Vorderläufen ab. Nur an der Bauchseite, wo Fett sitzt, muß man dabei ein wenig mit dem Messer nachhelfen. Von den Vorderläufen schneidet man die Pfoten ab, drückt ohne Schwierigkeit die fleischigen Schulterblätter aus dem Fell und streift dieses über den Kopf, nachdem man es zuvor um die Augen herum mit dem Messer gelöst und die Ohren abgeschnitten hat. Die Knochen der Hinterbeine sitzen fest in den Gelenken und müssen deshalb mit dem Hackmesser getrennt werden. Darauf wird der Leib bis zur Brust aufgeschlitzt, die Gedärme werden beseitigt, Leber, Herz und Lunge herausgenommen und

für die spätere Verwendung beiseite gelegt. Das in der Brusthöhle angesammelte Blut wird mit einem Löffel aufgefangen und mit einigen Tropfen Essig versetzt. Wenn man dann die Brustknochen durchschnitten und nach Auftrennung des Halses die Luftröhre herausgerissen hat, gibt man den Hasen auf ein Hackbrett, um die Schulterblätter abzutrennen und den Hals beim Anfang des Rückenfleisches abzuhauen. Zuletzt stutzt man die Rippen auf beiden Seiten des Rückens ab, worauf man den Hasen gut mit einem feuchten Tuche abwischt und mit einem spitzen Messer sorgsam von den anhaftenden feinen Häuten befreit.

Die in Deutschland gebräuchlichste Zubereitung des



Vorrichtung der Hinterläufe.

so vorgerichteten Hasen ist unseren Leserinnen jedenfalls zu wohl bekannt, als daß wir sie hier eingehend beschreiben müßten. Der Rücken mit den dazugehörigen Hinterläufen wird schön gespickt und unter fleißigem

Begießen ungefähr drei Viertelstunden lang in der Pfanne gebraten, während Vorderläufe, Kopf, Rippenfleisch, Leber, Herz und Lunge zu dem sogenannten Hasenpfeffer oder Hasenjung, auch als Hasenklein be-



Die Marinade.

zeichnet, Verwendung finden, einer Schüssel, die mindestens ebensoviele Liebhaber hat wie der gebratene Hase.

Wir sind der Meinung, daß diese althergebrachte deutsche Bereitungsart auch die beste und den Geschmacksbesonderheiten des Hasenfleisches entsprechendste ist. Ein nicht wegzuleugnender Nachteil aber haftet ihr allerdings an. Sie macht den Hasen wenig geeignet für die Verwendung in einem kleinen, etwa nur aus zwei Personen bestehenden Haushalt, da die Reste des „auf einen Sitz“ nicht zu konsumierenden Bratens kalt oder — was noch unerfreulicher ist — aufgewärmt wieder auf den Tisch gebracht werden müssen. In solche Notwendigkeit sieht die auf das Behagen des

Gatten bedachte Hausfrau sich immer nur ungern versetzt, und darum versucht es die eine oder die andere unserer Leserinnen vielleicht einmal mit dem in Frankreich gebräuchlichen Verfahren, einen Hasen in möglichst abwechslungsreicher Weise für die Küche auszunützen.

Die Hauptgerichte, die man dort aus ihm gewinnt, sind der Hasenpfeffer und die Hasenpastete. Mit Rücksicht auf diese Zweckbestimmung ist denn auch schon die Behandlung des vorgerichteten und enthäuteten Hasen eine etwas andere als bei uns. Nach der Herausnahme der inneren Organe und dem Auffangen des Blutes werden die Hinterläufe abgetrennt und sofort in eine aus Öl, Essig oder Weißwein unter Beifügung



Das Wiegen des Fleisches für die Pastete.

von Zwiebeln und Würzkräutern hergestellte Marinade gebracht, in der sie zwei oder drei Tage verbleiben, um dann gespickt und gebraten oder auch in der Kasserolle gedünstet zu werden. Kopf, Rippenfleisch und Vorder-

läufe geben wie bei uns den in Frankreich in erster Linie geschätzten Hasenpfeffer. Die schönsten, fleischigsten Teile des Rückens aber im Verein mit Lunge, Herz und Leber dienen zur Füllung einer Pastete, die entweder in der Kruste oder in einer mit Speckscheiben ausgelegten Terrine gebacken wird und den Vorzug



Die Hasenpastete.

hat, mehrere Tage, ja, selbst mehrere Wochen hindurch aufbewahrt werden zu können, ohne auch nur im geringsten an Wohlgeschmack einzubüßen. Das Fleisch wird behufs dieser Verwendung in fingerlange Streifen geschnitten und zusammen mit Lunge, Leber und Herz sowie im Verein mit einigen Scheiben frischen Schweine- und Kalbfleisches (von der Keule) und einer entsprechenden Menge Speck fein gewiegt.

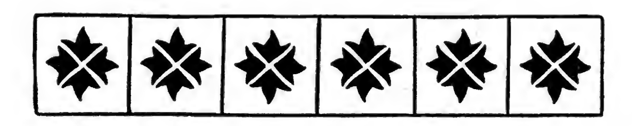
Das Durchtreiben durch eine Fleischhackmaschine gilt mit Recht als wenig empfehlenswert, da der feine

Wohlgeschmack des zarten Hasenfleisches unter dem Zerquetschungsprozeß entschieden leidet.

Für die Bereitung der Pastete selbst finden sich in jedem guten deutschen Kochbuch die nötigen Rezepte, und wer in einer Pariser Familie oder in einem besseren Restaurant Gelegenheit hatte, von dieser Hasenpastete zu kosten, der wird sicherlich gewünscht haben, sie auch in der deutschen Küche etwas mehr eingebürgert zu sehen, als es heute noch der Fall ist. Nicht ganz unberechtigt war jedenfalls der Stolz, mit dem mir eine jung verheiratete Französin, die zugleich ihre eigene Köchin war, erzählte, wie viele schmackhafte und untereinander durchaus verschiedene Schüsseln sie aus einem einzigen sechspfündigen Hasen gewonnen habe. Als da waren: am Montag Hasenpfeffer; am Dienstag eine kleine Hasenpastete in der Kruste; am Mittwoch ein gebratener Hasenschlegel; am Freitag eine Hasenterrine und am Samstag ein gedünsteter Hasenschlegel. Nur über den Donnerstag war sie mit der leicht hingeworfenen Bemerkung hinweggegangen, daß Hasenpfeffer von allen existierenden Fleischgerichten das einzige sei, für das, um mit dem großen deutschen Humoristen zu reden:

„— — mein Mann besonders schwärmt,
Zumalen, wenn er aufgewärmt.“





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Morgan und unsere Maria. — Wir saßen auf unserer Veranda beim Frühstück. Hell glänzte die Sonne auf dem Spiegel des Comersees zu unseren Füßen.

Ich griff nach der Zeitung. „Du," sagte ich zu meiner Frau, „Morgan, der Milliardär, ist gestorben. Die Wirkung von Morgans Tod wird weitreichender sein als eines Königs Tod," las ich vor. „Bis in den entferntesten Quartieren in der Alten und der Neuen Welt wird sie sich finanziell wahrnehmbar machen —"

„Nun, das ist wieder einmal übertrieben," sagte meine Frau. „Wir zum Beispiel werden kaum etwas davon verspüren."

„Nun, wer weiß, wer weiß," sagte ich, und dann unterhielten wir uns von Morgans Reichtum. Von den Milliarden anderer sich zu unterhalten, ist sehr bekömmlich am Frühstückstisch. Selbst wenn der Kaffee kalt geworden ist, wird einem warm davon um die Magengegend herum.

„Andere sollen reicher gewesen sein als er. Er soll ja nur tausend Millionen besessen haben —"

„Aber an die hundertfünfundzwanzig Milliarden soll er beherrscht haben."

Die dicken Ziffern flogen über unseren Kaffeetisch und machten fast die Milch gerinnen. Die Kinder waren riesig interessiert. Der Hansl, der schon in der Schule gelernt hat, wie man eine Million in Ziffern schreibt, hatte einen Fetzen Papier herbeigeholt und malte ganze Reihen von Eiern mit dem Bleistift darauf. Dann zeigte er sie uns und erklärte, das seien die Milliarden Morgans.

Auch unsere Maria hatte die Ohren gespitzt, als es die Millionen nur so hagelte in unserem Gespräch. Maria ist unser neues italienisches Dienstmädchen. Sie war gerade beim Abräumen.

Sie hatte natürlich keine Ahnung, wer Morgan war. Sie hatte auch keine Ahnung, was eine Million ist.

„Maria," sagte ich auf Italienisch, „haben Sie schon einmal eine Tausendlirenote gesehen?"

„Nein, Signore," antwortete sie andächtig.

Ich ging an mein Markenkästchen, das ich gestern frisch aufgefüllt hatte, und nahm eine Zehncentesimimarke heraus. „Also, denken Sie sich, Maria," sagte ich, „das hier sei ein Tausendlireschein — verstehen Sie?"

„Ja."

„So, und nun denken Sie sich tausend solcher Scheine übereinandergelegt." Ich häufte ein Paketchen Marken aufeinander. „So, sehen Sie, so — immer einen nach dem anderen, bis es tausend sind. Und dann sind tausendmal tausend Lire eine Million."

Maria machte ein Gesicht, als ob sie in der Kirche säße.

Ich aber war nun schon einmal drin im Erklären der Millionen, und etwas von einem Gefühl, als ob ich sie besäße, strömte behaglich auf mich über, so daß ich immer weiter redete: „Und wenn wir also annehmen, Maria —"

„Hansl, paß auf," sagte die Mutter, „damit du auch was lernst."

„Wenn wir also annehmen, das Paket von tausend Tausendlirescheinen sei das da hier." Ich holte eine Fünfzehncentesimimarke aus meinem Vorrat herbei. „Und wenn wir das tausendmal übereinanderlegen" — ich fing an, ein paar Fünfzehncentesimimarken aufeinander zu häufen — „so haben wir eine Milliarde. Verstehen Sie, Maria?"

Unsere Maria stand da, als ob sie bete. „Ja," sagte sie.

Stumm saß meine Frau da. Längst war dem Hansl der Mund auf- und nicht mehr wieder zugegangen. Ich selbst steckte mitten in einem Fieber der Milliardenerklärerei und holte eine Fünfundzwanzigcentesimimarke aus meinem wohlgefüllten Vorrat.

„Und nun nehme ich an,“ sagte ich feierlich, „das hier sei die Milliarde — verstehen Sie, Maria? — und ich würde diese Milliarde hundertfünfundzwanzigmal übereinanderlegen.“ Ich stapelte einige von meinen Fünfundzwanzigcentesimimarken aufeinander. „So käme das Vermögen heraus, welches Morgan beherrschte!“

„Kontrollierte, steht in der Zeitung,“ verbesserte mich meine Frau.

Klick-klick lag eine Kaffeetasse am Boden. Unsere Maria hatte sie in der Verzückung heruntergewischt.

„Himmel!“ rief meine Frau. „Es ist eine von den guten, eine Lira fünfundzwanzig das Stück.“

„Was will das besagen,“ schaltete ich ein, „gegen hundertfünfundzwanzig Milliarden, die Morgan kontrollierte!“

Und nun ärgerte sich meine Frau. Erstens, weil die Kaffeetasse futsch war, zweitens über die geringe Aufgeregtheit von Maria, drittens darüber, weil ich „kontrolliert“ betonte.

Ich machte, daß ich an meine Arbeit kam, und nun ging das ganze Gewitter über die arme Maria nieder. Nicht als ob sie's nicht verdient hätte. Denn diese Kaffeetasse war wahrhaftig nicht das einzige, was sie zerbrochen hatte im Verlauf der sieben Wochen, die sie bei uns war. —

Der Morgen verging. Das Mittagessen kam. Der Nachmittag verging, die Nacht brach an. Und während der ganzen Zeit herrschte ein muffiges Schweigen. Nicht ein einziges Mal mehr wurden im Gespräch Morgan und seine Milliarden herangezogen.

Aber am anderen Morgen war alles wieder gut. Fröhlich standen wir auf und gingen auf die Veranda, wo die Maria schon den Kaffee aufgetragen haben mußte.

Jedoch da war keine Maria und kein Kaffee. Der Kaffee stand noch ungemahlen in der Küche, und die Maria war nicht da. Sie war fort, sie war durchgebrannt.

Meine Frau schlug die Hände überm Kopf zusammen, und ich starrte nachdenklich auf mein Pult. Da stand mein Markenbehälter mit den drei Fächern. Und alle waren — leer.

„Deine Maria hat meine Marken mitgenommen,“ sagte ich verhältnismäßig gefaßt zu meiner Frau.

„Wieviel?“ fragte sie tonlos.

Ich kontrollierte den Bestand von gestern in meinem Markenbüchlein, und es ergaben sich dreizehn Lire fünfundsiebzig Centesimi. Dann addierte ich: Dreizehn Lire fünfundsiebzig für die Marken und eine Lira fünfundzwanzig für die Tasse, machte zusammen fünfzehn Lire, die uns der Tod von Morgan gekostet hatte.

„Es ist also doch richtig,“ murmelte ich melancholisch, „was die Zeitungen über Morgans Tod sagten, nur du wolltest es nicht glauben, Frau.“

„Was wollte ich nicht glauben?“ sagte meine Frau gereizt.

„Daß sich Morgans Tod in seinen Wirkungen bis in die entferntesten Quartiere der Alten und der Neuen Welt bemerkbar machen wird.“

Meine Frau wollte etwas Scharfes sagen.

Aber ich beschwichtigte sie. „Beruhige dich,“ sagte ich, „denn ich werde unter Darlegung des Kausalzusammenhangs die Erben Morgans als schadenersatzpflichtig belangen.“ Fritz Müller.

Der „Block“ im Park von Halifax. — Im Park von Halifax in der englischen Grafschaft York befindet sich noch an seiner alten Stelle ein mittelalterlicher Straf- und Schandblock, in dem sich, wie unser umstehendes Bild zeigt, übermütige Besucher einsperren lassen. Meist ohne zu ahnen, daß der „Block“, oder der „Stock“, wie man ihn bei uns nannte — daher auch der alte Name Stockmeister für Fron- und Kerkermeister — unter Umständen zum fürchterlichen Folter- und Strafinstrument gemacht werden konnte.

Der Stockmeister hatte, um seinem Opfer die entsetzlichsten Qualen zu bereiten, nämlich nur nötig, dessen Beine zu spreizen und sie in das erste und dritte oder in das zweite und vierte Loch zu sperren. Zur förmlichen Folter aber wurde die Schandstrafe des Blocks, wenn der Stockmeister in der Rinne, die sich auf unserem Bilde im rechten Stein befindet, noch das schmale Brett mit den Handlöchern einfügte und den Delinquenten mit Händen und Füßen mehrere Stunden lang, oft in brennender Sonnenglut, krumm schloß. Man nannte das die Strafe

des Doppelblocks. Diese wurde, wie die Schandstrafe des einfachen Fußblocks nicht unwesentlich dadurch verschärft, daß jedermann, auch die Gassenjugend, das Recht hatte, den im Block Eingesperrten allerhand Schabernack zu spielen, sie mit Stroh-



Der „Block" im Park von Halifax.

halmen an Nase und Ohren zu kitzeln und sie mit faulen Eiern zu bombardieren.

Der Zweck, die Verbrecher um „deßwillen auszustellen, daß sie, zu ihrem Hohn und Spott, männiglich sehe, ein Exempel an ihnen nehmen, und sich solcher Straffe fürchten lerne," wurde durch den Pranger, von dem die „Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V." allein spricht, die Staupsäule und den Schmachkaak wohl besser erreicht als durch den am Boden in Form einer Bank angebrachten niedrigen Block. Dafür spricht

auch der Umstand, daß die einschlägige mittelalterliche Literatur kaum Notiz von diesem Strafinstrument nimmt. Selbst der gelehrte Döppler erwähnt den Straf- und Schandblock nur an einer Stelle seines umfangreichen Werkes: „Theatrum poenarum," dort, wo er die Compedes der Römer also erklärt: „Compedes waren hölzerne Blöche, durch welche unterschiedlich ziemlich grosse Löcher gebohret waren, in welche die Gefangene ihre Beine thun, oder durchhin stecken musten, und also fest angeschlossen wurden, daß sie solche nicht wieder zurückziehen konnten. Man hatte aber auch eine andere Arth solcher Compedum, darin Löcher weit voneinander gemachet waren, mit welchem im Gefängnis die Leuthe grausam gepeiniget wurden." W. F.

„Junge, laß dich nicht verblüffen!" — Dies beliebte Mahnwort spielte in der Familie des „Spaziergängers nach Syrakus", Johann Gottfried Seume, eine wichtige Rolle. Der Vater Seumes, ein offener, kerniger Mann, dem alles Scheinwesen verhaßt war, rief es oft seinem heranwachsenden Sohne zu, und auch dieser wandte es zeitlebens mit Vorliebe an.

So als er eines Tages mit seinem Verleger, dem bekannten Buchhändler Joachim Göschen, bei Hohenstädt, wo dieser seinen Landsitz hatte, auf einem Spaziergange Zeuge der Verlegenheit eines Hirtenjungen war. Zwei übermütige junge Leute im Jagdkostüm bedrängten den etwa zwölfjährigen Knaben mit der Aufforderung, ihnen die auf der Wiese von ihm gehütete Kuh vorzureiten. Der eine Jäger spannte den Hahn seiner Büchse und drohte zu schießen, wenn der Junge nicht gehorche.

Da rief Seume, der mit Göschen die Szene durch die Lücke einer Schlehdornhecke beobachtet hatte, mit Stentorstimme: „Junge, laß dich nicht verblüffen! Der Mann darf nicht auf dich schießen!"

Die beiden Jäger kamen zur Vernunft, sahen von einer weiteren Beängstigung des Knaben ab und bogen in einen Seitenweg ein.

Die beiden Spaziergänger ließen sich nun mit dem kleinen Burschen in ein Gespräch ein, und Göschen, der an seinem

aufgeweckten Wesen Gefallen fand, vermittelte, daß dessen lebhafter Wunsch, Buchdrucker zu werden, in Erfüllung ging. Aus dem Hirtenjungen wurde ein fleißiger, tüchtiger Setzer in dem Göschenschen Geschäft, aus dem bekanntlich Werke von Goethe, Wieland, Klopstock, Iffland, Lessing, Seume und anderen Größen unserer Literatur in sauberem Druck hervorgingen. Später arbeitete sich der junge strebsame Mann zum selbständigen Buchdruckereibesitzer empor.

Als er erfuhr, daß Seume wieder einmal zu Besuch bei Göschen in Hohenstädt sei, suchte er ihn auf, überreichte in dankbarer Erinnerung an die geschilderte Szene einen Blumenstrauß und bat, daß Seume sein Stammbuch mit einem Eintrag eröffne. Seume war erfreut über diesen Akt der Dankbarkeit. Auch er erinnerte sich lebhaft des Vorfalls auf der Wiese, bei dem er den Knaben aus seiner Angst erlöste, und schrieb in das dargereichte Stammbuch: „Junge, laß dich nicht verblüffen! Hohenstädt, 18. August 1808. Johann Gottfried Seume.“ H. W.

Noch etwas über den Selbstmord des Skorpions. — Wir erhalten folgende Zuschrift aus Gibeon in Deutsch-Südwestafrika: Ich lese hier gerade im 6. Bande des Jahrgangs 1912 Ihrer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ den Artikel „Begeht der Skorpion wirklich Selbstmord?“ und ich kann nicht umhin, Ihnen einige weitere Beobachtungen über den Selbstmord des Skorpions mitzuteilen, die vielleicht auch Ihre Leser interessieren werden.

Es ist nicht unbedingt notwendig, einen Skorpion mit glühenden Kohlen zu umringen, um ihn zum Selbstmord zu treiben, sondern er begeht solchen bei viel einfacheren Gelegenheiten ebenfalls. So zum Beispiel habe ich mehrmals völlig unverletzte Skorpione eingefangen. Setzte ich nun einen in eine alte Blechdose, so versuchte er an der Wandung hochzuklettern, um seinem Gefängnis zu entrinnen. Gelang dies nicht an einer Stelle, probierte er es an einer anderen. Wenn er nun endlich die Nutzlosigkeit seines Beginnens einsah, da die Wandung der Blechdose für ein Emporklimmen viel zu glatt war, so stach er sich mit seinem Stachel ins Genick und verendete.

Weniger bekannt, und von mir auch nur einmal beobachtet, dürfte es dagegen sein, daß auch die Puffotter mitunter Selbstmord begeht.

Ich ging eines Sonntags — die Sonne war kaum aufgegangen — querfeldein. Da ich eine Viehherde, die links von mir auf der Weide war, beobachtete, achtete ich wenig darauf, wohin ich trat. Plötzlich sah ich unmittelbar vor mir zwischen zwei dicht beieinander stehenden kleinen Büschen etwas in dem linksstehenden Busch zurückschnellen. Es war eine ziemlich starke Puffotter von etwa 80 bis 90 Zentimeter Länge, die sich zwischen den beiden Büschen in der Morgensonne gewärmt hatte. Sie überschlug sich nach hinten, sonst hätte ich direkt auf sie getreten. Da ich keinen Stock oder sonst irgend eine Waffe zur Hand hatte, warf ich mit Steinen nach der Schlange. Der Busch, in dem die Puffotter lag, war zwar sehr klein, genügte aber doch, um die Steinwürfe aufzuhalten. Allmählich wurde es der Puffotter aber doch zu arg und sie suchte Schutz in dem gegenüberliegenden Busch. Nach längerem Bemühen trieb ich sie auch hier heraus.

Gerade als die Schlange den Busch verließ, traf sie ein Steinwurf und zerschmetterte ihr das Rückgrad. Da die Puffotter zwar eine der gefährlichsten, aber auch der schwerfälligsten Schlangen ist, sah sie offenbar ein, daß ein Entrinnen unmöglich war; sie beugte ihren Kopf daher so kurz wie möglich hintenüber und biß sich selbst ins Kreuz, gerade in dem Augenblick, als ich einen neuen Stein werfen wollte. Ich stellte hierauf mein Werfen ein und beobachtete die Puffotter. Sie verendete in verhältnismäßig kurzer Zeit. Kurt Conradt.

Spitznamen in Tirol. — Wenn in Tirol schon der einzelne Mensch selten durchs Leben geht, ohne einen Spitznamen von seiten seiner Nachbarn zu erhalten, so ist es erklärlich, daß auch die verschiedenen Ortschaften und ihre Bewohner nicht ohne solche charakteristische Benennungen geblieben sind. So werden die Meraner von den Boznern „Leilei“ genannt, weil sie die Silbe „lei“ überall einflicken, von den Landbewohnern des Burggrafenamtes aber noch immer als „Schuhverlierer“ bezeichnet, weil sie in der blutigen Schlacht auf der Malser

Heide gegen die Engadiner im Jahre 1499, von plötzlicher Sehnsucht nach dem häuslichen Herd ergriffen, den Weg nach Meran gar zu rasch und unter Verlust ihrer Schuhe zurückgelegt haben sollen.

Von den Vinschgauern heißt es in Meran: „Der beste Vinschgauer hot 'n Sack gestohl'n.“ Als Entschuldigungsgrund fügt man hinzu: „Aus dem Vinschgau kimmt halt koa gute Luft, geschweige denn Menschen.“ — Die Ultner, die für die Schildbürger des Burggrafenamtes gelten, neckt man mit dem Zuruf: „Sommer, Ulten zu!“ Man erzählt nämlich, ein Ultner habe in der Nähe von Bozen eine Grille zirpen hören und auf seine Frage nach der Ursache dieser Töne die Antwort erhalten, es seien die Tiere, die den Sommer brächten. Da es nun in seinem Heimatstale noch kühl war, beschloß er sogleich, ein solches Tier mit heimzunehmen, fing es und tat es in ein Schächtelchen. Als aber auf dem Rückwege das gefangene Tierchen aufhörte zu zirpen, wurde er ängstlich, wollte nachsehen, was aus dem Sommer geworden sei, und öffnete die Schachtel. Die Grille benützte diesen Augenblick, um davon zu hüpfen, und der erschrockene Ultner lief ihr nach und schrie: „Sommer, Ulten zu! Sommer, Ulten zu!“

In Ulten selbst necken sich die „Sonnenseiter“ und „Nöderseiter“, d. h. die Bewohner des nördlichen, der Sonne zugekehrten, und des südlichen, der Sonne abgekehrten Talflügels. Erstere behaupten, die Nöderseiter hätten sich, weil sie bei ihren nächtlichen Ausflügen schmerzlich des Mondlichtes entbehrt, beim Bäcker von St. Pankraz einen großen Mond vom feinsten Weizenmehl backen lassen und ihn an einer hohen Stange auf der Sonnenseite aufgehängt, damit er ihnen leuchten solle. Die Hirten auf dem Flatschberge, die leckere Kost bemerkend, schnitten sich jedoch ein Stück nach dem anderen herunter, und die Nöderseiter, die zuletzt sahen, daß ihr Mond immer kleiner wurde, trösteten sich mit der Hoffnung auf die Wiederkehr des Vollmonds, der indessen ausblieb und sie dem Gelächter preisgab.

Die Schönnaer werden scherzend die „Bockhänger“ genannt und man fragt sie neckend: „Hast koa Saalerle (Seil)?“ Diese

Neckerei beruht auf folgender Geschichte. Schönna besaß bis 1813 einen Blutbann und infolgedessen einen Galgen, der an der Burgmauer stand. Die Gemeinde war außerordentlich stolz auf das eigene Gericht, aber sie fand — zu ihrer Ehre sei es gesagt — während der ganzen Jahrhunderte, wo sie das Vorrecht des Strickes besaß, nicht ein einziges Mal Gelegenheit, dasselbe anzuwenden. Da hingen endlich die von Riffion, die mit denen von Schönna in einem kleinen Nachbarkriege lebten, einst bei Nacht und Nebel einen verendeten Bock an den Schönnaer Galgen, und seitdem werden die Schönnaer „Bockhänger" genannt und gelegentlich gefragt, ob sie kein Seil bei sich haben. C. T.

Balzac als Reklameschriftsteller. — Es klingt kaum glaublich, ist aber doch Tatsache, daß Balzac einmal Reklame für ein deutsches Bad und zwar für das bekannte Homburg vor der Höhe gemacht hat. Gleichzeitig ist dies wohl eines der ersten Beispiele für verschlagene literarische Reklame, denn Balzac wurde dazu beauftragt und auch dafür bezahlt, ganz wie heute ein Reklamenovellist oder ein Schriftsteller, der für geschickte Verflechtung irgend eines Firmen- und Fabrikatnamens in lobendem Sinne in eines seiner literarischen Werke ein sogenanntes „Ehrenhonorar" empfängt. Nur daß Balzac die Sache etwas ungenierter und skrupelloser betrieb und sein Vertragsabschluß durchaus kein Geheimnis für die Öffentlichkeit war.

Es handelte sich um die Aufgabe, Bad Homburg in so glühenden Farben zu verherrlichen, daß die elegante Welt, die Balzac damals mit seinen Romanen überschwemmte, Verlangen nach dem Besuche des so gelobten Bades fühlte. Und wer waren die Auftraggeber dieser literarischen Propaganda? Es genügt zu sagen, daß das Kurhaus von Homburg damals von den Gebrüdern Blanc, den „Spielteufeln Europas", gepachtet war. Sie unterhielten dort die später von der deutschen Regierung verbotenen Spielsäle, und die glühende Dithyrambe des berühmten Romanciers auf Homburg war nichts als gemeine — Spielhöllenreklame.

Dafür erhielt Balzac, unabhängig von dem Honorar, das ihm sein Verleger zahlte, den für damals riesigen Betrag von dreißigtausend Franken. O. Th. St.

Die Finger des Gesandten. — Der Staatsrat Simon war eine Zeitlang Gesandter in Kopenhagen und verkehrte dort in den höchsten Gesellschaftskreisen, obwohl ihm sein Hang zur Ungeniertheit oftmals Ungelegenheiten bereitete. Eines Tages war er bei der Gräfin L., die als äußerst zimperlich bekannt war, zum Tee geladen. Man war in ein angeregtes Gespräch gekommen, und im Eifer der Rede beging Simon den Verstoß, statt mit der Zuckerzange den Zucker aus der ihm gereichten Schale zu nehmen, sich hierzu seiner Finger zu bedienen. Mit einer mißbilligenden Gebärde gab die Gräfin dem Diener den Befehl, den in der Schale noch vorhandenen Zucker zu entfernen. Simon stutzte zwar einen Augenblick, fuhr dann aber unbeirrt in seinen Ausführungen fort, als wäre nichts gewesen. Doch als er seine Rede beendet hatte, trank er seinen Tee aus, stand auf, trat an das offene Fenster und warf die kostbare Teetasse auf die Straße hinaus. Dann wendete er sich an die Gräfin und sagte lächelnd: „Ich wollte Ihnen nur die Mühe ersparen, es durch den Diener tun zu lassen. Denn wenn meine Finger schon den Zucker verunreinigten, wie mußten meine Lippen erst die Tasse beflecken!“ Dann verneigte er sich tief und verließ die Gesellschaft. A. Sch.

Küßt der Neger? — Das ist eine etwas sonderbare, aber doch nicht unberechtigte Frage. Sie hat die Ethnographen schon viel beschäftigt, und von manchen ist sie bejaht, von anderen verneint worden. Zu denen, die den Negern diesen Ausdruck der Gefühle absprechen, hat sich kürzlich Richard Kandt, einer der besten Afrikakenner, gesellt, der wie wenige das Gefühlsleben der Neger studiert und seine Beobachtungen in einem großen Werke dargelegt hat. Nach ihm hat der Himmel dem Neger die Kunst des Küssens versagt.

Nein — der Neger kann weder küssen, noch hat er einen Namen dafür. Wohl kann man bisweilen eine Mutter, die mit ihrem Säugling spielt, beobachten, wie sie liebkosend mit halbgeöffneten Lippen über das meist recht schmutzige Mäulchen des jauchzenden Kindes hin und her fährt und sogar die Wange an sich drückt; aber das geschieht unbewußt. Küßt man, um dem Ding auf den Grund zu gehen und die Ansicht des zu-

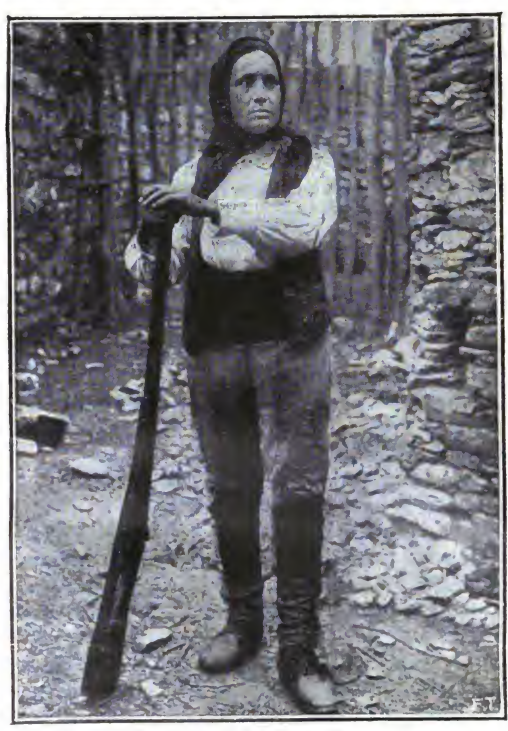
schauenden Negers zu erfahren, seine eigene Hand und fragt nach dem Namen dessen, was man getan hat, so erhält man bisweilen die Antwort „Lecken", fast immer aber „Saugen".

Ist es nun eigentlich so wunderbar, daß die Neger den Kuß nicht kennen, oder zum mindesten, wenn man die oben geschilderte Liebkosung der Säuglinge gelten läßt, als Ausdruck ihrer Liebe nicht kennen? Und stehen sie unter den Völkern beider Hemisphären vereinzelt da? Gewiß nicht! Wer sich mit diesem interessanten Problem nicht beschäftigt hat, den wird diese Kunde allerdings in Erstaunen setzen. Aber tatsächlich teilt der Neger seine Unkenntnis des Kusses mit manch anderem Volksstamme. Die Chinesen zum Beispiel, die doch eine alte und reiche Liebeslyrik haben, besingen niemals den Kuß. Ja, selbst den Japanern, die sich doch in so vielen Beziehungen den Abendländern angeähnelt haben, soll er bis heute fremd geblieben sein. Kandt behauptet, daß die Neger, wenn sie zufällig Zeugen einer Kußszene sein würden, nur den Eindruck einer fremdartigen „dasturi" hätten, wie ihr Lieblingswort lautet, deren Sinn sie zwar verstehen würden, ohne aber die Neigung zu haben, sie nachzuahmen. Dr. W.

Eine korsische Jägerin. — Die vornehmen Damen unserer Großgrundbesitzer lieben es wohl zuweilen, sich auf der Jagd auf Hasen oder Rehe in einem schmucken Kostüm als Jägerinnen zu erproben, aber es ist dies nur ein sportliches Vergnügen, das keinerlei Anstrengungen erfordert. Anders liegen dagegen die Verhältnisse in Korsika. Das Innere der Insel ist von rauhen Bergen erfüllt, die Höhen bis über 2500 Meter erreichen und den größten Teil des Jahres von Schnee bedeckt sind. Die Wege befinden sich zumeist in einem äußerst schlechten Zustand, und erst nach stundenlangem Wandern trifft man auf eine ärmliche Ansiedlung. Gleichwohl üben hier einige Frauen bäuerlicher Abstammung, deren Männer verstorben sind, in den weiten Wäldern von Lariciokiefern und Eichen die Jagd aus.

In Korsika verrichten die Frauen alle schwerere Arbeit, und ihre Bedürfnisse sind sehr gering. Immerhin ist die körperliche Leistungsfähigkeit und Abhärtung dieser bäuerlichen Jägerinnen

zu bewundern, die sich bei ihren Jagdausflügen nach Männerart mit Schaftstiefeln, Hosen, Hosengurt und einer westenartigen Jacke bekleiden und nur den Kopf mit einem Frauen-



Aufbruch zur Jagd.

tuch umhüllen. Einige von ihnen sind sogar so jagderfahren, daß sie dem Mufflon bis in die Geröllhalden des Hochgebirges nachsteigen und ihn durch einen Blattschuß niederstrecken. Th. S.

Eine unannehmbare Einladung. — Antoine Dorion, der frühere Oberrichter zu Quebec, erhielt eines Tages eine Ein-

ladung zum Weihnachtsbankett der Quebeker Kaufmannschaft und fand zu seinem Leidwesen, daß die Herren seine geliebte Gattin miteingeladen hatten, obgleich sie vor einem Jahre bei ihrem Leichenbegängnis fast alle zugegen gewesen waren. Der Oberrichter antwortete also, daß er für seine Person die Einladung dankend annehme, daß aber seine Frau wegen Ablebens ihr leider nicht folgen könne.

Der betreffende Beamte mußte wohl trotzdem keine Anweisung erhalten haben, die Verstorbene aus der Liste der Einzuladenden zu streichen, jedenfalls wiederholte sich derselbe peinliche Irrtum im folgenden Jahre nochmals. Nunmehr schrieb Dorion: „Ich bin gerne bereit, Ihrer freundlichen Einladung Folge zu leisten. Meine Frau aber bitte ich zu entschuldigen, da sie noch immer auf dem St. Annenkirchhofe liegt. Ich fürchte sehr, daß sie da auch vorläufig wird bleiben müssen, weshalb es sich empfehlen dürfte, sie aus dem Verzeichnis derer zu streichen, denen Sie eine Einladung zu senden pflegen."

Das half: ein drittes Mal wurde die begrabene Frau nicht wieder geladen. C. D.

Zwei Zahlenwunder. —

I.

$$123456789 \times 9 + 10 = 1111111111$$
$$123456789 \times 18 + 20 = 2222222222$$
$$123456789 \times 27 + 30 = 3333333333$$
$$123456789 \times 36 + 40 = 4444444444$$
$$123456789 \times 45 + 50 = 5555555555$$
$$123456789 \times 54 + 60 = 6666666666$$
$$123456789 \times 63 + 70 = 7777777777$$
$$123456789 \times 72 + 80 = 8888888888$$
$$123456789 \times 81 + 90 = 9999999999$$

Die Tabelle erscheint noch interessanter, wenn man berücksichtigt, daß jeder Faktor durch 9 teilbar ist, und daß, wenn man von den Quersummen der Resultate die Zahl, die bei der Multiplikation addiert worden ist, subtrahiert, stets 0 bleibt. (Quersumme von 1111111111 = 10, hiervon 10 subtrahiert = 0.)

II.

987654321 × 9 = 8888888889
987654321 × 18 = 17777777778
987654321 × 27 = 26666666667
987654321 × 36 = 35555555556
987654321 × 45 = 44444444445
987654321 × 54 = 53333333334
987654321 × 63 = 62222222223
987654321 × 72 = 71111111112
987654321 × 81 = 80000000001

Auch in dieser Tabelle ist jeder Faktor durch 9 teilbar; die Quersumme eines jeden Resultates ergibt ebenfalls 9. (Quersumme von 17777777778 = 72, davon die Quersumme = 9.) J. E.

Die größten Kirchen der Welt. — Nach der Höhe der Türme gemessen, steht Deutschland an der Spitze, denn das Ulmer Münster mit 162 Metern, der Kölner Dom mit 156 Metern, die Hamburger St. Michaeliskirche mit 150 Metern und das Straßburger Münster mit 142 Metern stehen anderen europäischen Kirchen weit voran. Anders liegt der Fall, wenn man die Größe derselben nach dem Fassungsvermögen ihrer Innenräume betrachtet. Danach ist die Peterskirche in Rom die überhaupt größte Kirche der Welt, denn sie kann 54 000 Menschen aufnehmen. Nach ihr kommen die Kathedrale in Mailand, die 37 000, und die Paulskirche in Rom, die 36 000 Gläubige faßt. Dann erst kommt der Dom zu Köln, der 30 000 aufnimmt. Es folgen weiter die St. Paulskirche in London mit einem Raum für 25 000, die Petroniuskirche in Bologna für 25 000, die Kirche St. Johann in Rom für 23 000, der Stephansdom zu Wien für 12 000, der Dom zu Pisa für 12 000, die Kirche St. Dominikus in Bologna für 11 500, die Münchner Frauenkirche für 11 000 und die Markuskirche in Venedig für 7000 Menschen. C. M. F.

Wie Bismarck seinen Namen schrieb. — Bismarck pflegte seinen Namen entgegen der damaligen Mode mit deutschen Buchstaben zu schreiben. Warum er das tat, erzählt man sich auf Grund einer mündlichen Überlieferung, wie folgt. Otto

v. Bismarck besuchte bekanntlich das Gymnasium „Zum grauen Kloster“ in Berlin. Einst vergnügte er sich in der Unterrichtsstunde damit, seinen Namenszug zu wiederholtenmalen auf sein Diarium zu kritzeln. Der unterrichtende Oberlehrer Zelle merkte bald, daß Bismarck sich mit anderen Dingen beschäftigte. Er begab sich darauf, um zu sehen, was der sonst so aufmerksame Sekundaner trieb, zu dessen Sitzplatz und besah sich mit Kopfschütteln das bemalte Heft.

Da es Grundsatz des alten Oberlehrers Zelle war, seine Schüler zu echten deutschen Männern zu erziehen und den in ihm lebenden, noch aus den Befreiungskriegen stammenden Franzosenhaß auf sie zu übertragen, sagte er zu Bismarck, ohne ihn seiner Unaufmerksamkeit wegen weiter zu tadeln, mit erhobener Stimme: „Was, Sie, der Sohn eines alten deutschen Adelsgeschlechtes, Sie schreiben Ihren schönen deutschen Namen mit den Lettern unseres Erzfeindes?“

Diese Worte verfehlten ihre Wirkung auf das jugendliche Gemüt Bismarcks nicht, denn von Stund' an schrieb er seinen Namen mit deutschen Schriftzeichen und hat diese Schreibweise bis zu seinem Tode beibehalten. O. v. B.

Eine Königin, die die Wahrheit hören wollte. — Königin Elisabeth von Rumänien verwendete in jüngeren Jahren viel Zeit und Fleiß auf die Pflege des Gesanges, und es konnte, wie bei allen gekrönten Häuptern, nicht ausbleiben, daß ihr wegen ihres Singens übertriebene Lobsprüche gespendet wurden. Von allen Seiten versicherte man ihr, sie könne sich mit ihrer Stimme getrost neben die ausgezeichnetsten Sängerinnen stellen.

So lieblich der klugen Fürstin diese Anerkennung auch geklungen haben mag, so kam sie ihr doch etwas übertrieben und daher verdächtig vor. „Ob eine so uneingeschränkte Würdigung nicht mehr der Königin gilt als der Sängerin?“ sagte sie sich. „Ich will aber die Wahrheit hören.“

Und so ging sie eines Tages in ganz schlichter Kleidung, ohne Diener und ohne ihren Namen zu nennen, zu dem französischen Gesangsprofessor Dumanois, der sich gerade in Bukarest aufhielt. Den bat sie, ihre Stimme und ihre gesanglichen Fähigkeiten zu prüfen.

Der Professor nahm die Prüfung mit großer Gewissenhaftigkeit vor, ließ die Königin erst Tonleitern singen, dann ein Lied, dann eine Opernarie. Darauf erklärte er: „Stimme, was man so nennt, haben Sie nicht; allein Sie singen mit gutem Ausdruck und lebhaftem musikalischen Gefühl. Ich würde es unternehmen, Sie für die Operette auszubilden; aber dazu haben Sie, um die volle Wahrheit zu sagen, wieder nicht das geeignete Gesicht."

Die Königin bedankte sich für seine Aufrichtigkeit und überreichte ihm bei der Verabschiedung ein hohes Honorar nebst ihrer Visitenkarte. Gesungen hat sie aber von nun an nur noch zu ihrem eigenen Vergnügen. C. D.

Ordnung muß sein. — Der „Rappel" erzählte kürzlich eine kostbare Geschichte, die den Beweis liefert, daß sogar die Pariser Kommune im Jahre 1871 sich durch bureaukratische Förmlichkeiten hervortat.

Während der Zeit der revolutionären Regierung staute sich eines Abends die Menge in einer engen Straße, da man Nachrichten über ein Gefecht erwartete. Der Maire des Bezirks war damals Ranc, den die Radikalen die „graue Eminenz" nannten, und dem jüngst unter großen Feierlichkeiten ein Denkmal gesetzt worden ist. Ranc suchte die Postenkette der Nationalgarden, die die anstürmende Menge zurückhielt, zu durchbrechen, aber die Truppen weigerten sich, ihn durchzulassen.

„Ohne die Erlaubnis des Bürgermeisters kommt hier niemand durch," sagte man zu ihm.

„Aber ich bin ja selbst der Bürgermeister," erwiderte Ranc.

„Das ist schon möglich, aber Befehl ist Befehl, und es wird hier nur der durchgelassen, der einen von Herrn Ranc unterschriebenen Passierschein vorweisen kann."

Da nahm Ranc in aller Ruhe ein Notizbuch aus der Tasche, riß ein Blatt heraus und schrieb darauf: „Ich wünsche durchgelassen zu werden. Der Bürgermeister Ranc."

Das Blatt überreichte er einem der Posten, und man ließ ihn jetzt ohne weiteres durch. O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Eine rationelle Körperpflege



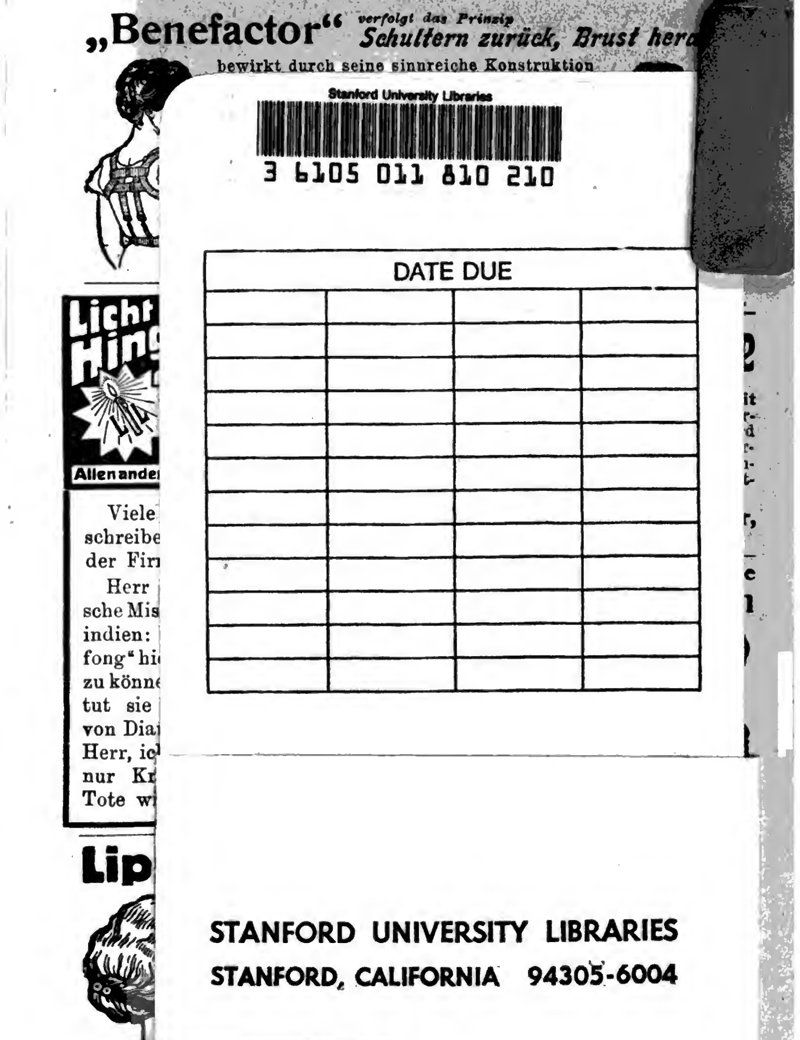
bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
▫ wo obige Plakate ausliegen. ▫

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.


„Benefactor“ verfolgt das Prinzip
Schultern zurück, Brust hera
bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
Licht
Hin
Allenande
Viele
schreibe
der Fir
Herr
sche Mis
indien:
fong“ hi
zu könne
tut sie
von Dia
Herr, ic
nur Kr
Tote w
Lip
Rote

